



Nr. 20. **Erscheint Sonnabends** **Berlin, den 15. Februar.** **Abonnementspreis** **1890.**
und ist in der Post-Zeitungspreisliste unter Nr. 1738 eingetragen. bet der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark.

Inhalt: Stine. Von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Streckende Bieher. Von G. Jinnen. — Dr. C. Sch. — Berratskammern im Pflanzenreiche. Von Dr. Theodor Jaenich (Schluß). — Geheimnisse der Spiritisten. Von Hildegard Wilson. — Sabine Kenien des Achtundachtzigers. Von Eduard von Panerfeld. — Ueber modernes Konzertpublikum. Von A. Schoedel. — Der letzte Zahn. Von F. W. — Kleine Kritik.

Stine.

Von
Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel.

Der unerwartete Besuch war inzwischen in das Frontzimmer eingetreten, und während Stine wieder auf das Fenster und ihre hier aufgestellte Nähmascchine zuzuschritt, forderte sie den jungen Grafen auf, auf dem schräg zur Seite stehenden Sofa Platz zu nehmen. Er lehnte dies aber ab und schob statt dessen einen Stuhl in die Nähe Stines, die sich ihrerseits sofort wieder ihrer Arbeit zuwandte, freilich in sichtlich erregung. Die Nadel flog, und der orangefarbene Faden von Flockseide blitzte bei jedem neuen Stich, den sie machte.

„Nun, Herr Graf,“ begann sie, während sich ihr Kopf immer tiefer auf die Stickerei senkte, „was verschafft mir die Ehre? Was führt Sie zu mir?“

Aber ehe der, an den sich die Frage richtete, noch antworten konnte, fuhr sie schon mit einer ihr sonst fremden Lebendigkeit fort: „Ich glaube, Sie verkennen mich. Sie mögen darüber lachen, aber ich bin ein ordentliches Mädchen, und ist keiner in der Welt, der hintreten und zu mir sagen kann: «Du lügst.» Ich sehe ja, wie's geht . . . nein, nein, lassen Sie mich ausreden . . . und solch ein Leben, wie's meine Schwester führt, verführt mich nicht; es schreckt mich bloß ab, und ich will mich lieber mein Leben lang quälen und im Spital sterben, als jeden Tag alte Herren um mich haben, bloß um Unanständigheiten mit anhören zu müssen oder Anzüglichkeiten und Scherze, die vielleicht noch schlimmer sind. Das kann ich nicht, das will ich nicht. Und nun wissen Sie, woran Sie sind.“

„Fräulein Stine,“ sagte der junge Graf, „Sie sagen, ich irrite mich in Ihnen. Ich glaube nicht, daß ich mich in Ihnen

irre. Aber selbst wenn es so wäre, so lassen Sie mich Ihnen sagen, Sie irren sich auch in mir. Ich komme zu Ihnen, weil Sie mir gefallen und mir eine Teilnahme eingefloßt haben, oder lieber rund heraus, weil Sie mir leid thun. Ich hab' es Ihnen wohl angesehen, daß an dem Abende neulich nicht alles nach Ihrem Sinn und Geschmack war, und da nahm ich mir vor, Du willst sehen, wie's dem Fräulein Stine geht. Ja, Fräulein, das nahm ich mir vor, und wenn ich Ihnen helfen kann, so will ich Ihnen helfen und Ihnen Ihre Freiheit wiedergeben und Sie losmachen aus dieser Umgebung. Ich glaube, daß ich es kann, trotzdem ich kein Prinz bin und noch weniger ein Wunderthäter. Und Sie dürfen auch nicht fürchten, daß ich eines Tages mit der Absicht kommen werde, mir einen schönen Dank dafür zu holen. Nein, nichts davon. Ich bin krank und ohne Sinn für das, was die Glücklichen und Gefunden ihre Zerstreuung nennen. Eine lange Geschichte, womit ich Sie nicht behelligen will, wenigstens heute nicht.“

Er hatte sich, während er diese letzten Worte sprach, erhoben und sah, seine Hand auf Stines Stuhl lehrend, in den Sonnenball, der eben zwischen den nach Westen stehenden Bäumen des Invalidenparks niederging. Alles schwamm in einem goldenen Schimmer, und das Schweigen, in das er verfiel, zeigte, daß er auf Augenblicke von nichts als von der Schönheit des sich vor ihm aufthuenden Bildes hingenommen war. Endlich aber nahm er Stines Hand und sagte: „Was hab' ich da gesprochen von Freiheit geben und Sie wieder los machen wollen! Geben Sie mir keine Antwort darauf. Alles falsch und eingebildet und thöricht dazu. Weil ich mich selber hilfebedürftig fühle, war ich wohl des Glaubens, Sie müßten auch hilfebedürftig sein. Aber ich empfinde mit einem Male, daß Sie's nicht sind, daß Sie's nicht sein können.“

Stine lächelte vor sich hin. Der junge Graf aber, der es nicht sah oder nicht sehen wollte, fuhr in dem ihm eigentümlich elegischen Tone fort: „Ja, Fräulein Stine, das Kranksein, das eigentlich von Jugend auf mein Lebensberuf war, es hat auch seine Vorteile; man kriegt allerlei Nerven in seinen

zehn Fingerspitzen und fühlt es den Menschen und Verhältnissen ab, ob sie glücklich sind oder nicht. Und mitunter sogar den Männen, darin die Menschen wohnen. Und hier lehren mich meine Sinne, Sie können nicht unglücklich sein. Es ist nicht ein Zufall, daß ein solches Bild hier vor Ihnen ausgebreitet liegt, und ein Zimmer, in das die Sonne jeden Abend so freundlich blickt, das ist ein gutes Zimmer.“

„Ja,“ sagte Stine, „das ist es. Freilich, man soll sich seines Glückes nicht rühmen, schon um's nicht zu berufen. Aber es ist wahr, ich bin glücklich.“

Der junge Graf sah sie bei diesen Worten forschend und beinahe verwundert von der Seite her an. Er hatte sich darin gefallen, ihr, um der freundlichen Umgebung willen, in der er sie gegen Erwarten antraf, ohne weiteres das Glück zuzusprechen, und war nun doch betroffen, sie so rund heraus das Bestätigen zu hören, was er ihr selber eben gesagt hatte. Stine sah das alles und setzte deshalb hinzu: „Sie müssen nun freilich nicht denken, ich wisse vor lauter Glück nicht ein noch aus. So steht es auch nicht. Ich bin glücklich, aber nicht wie die, welche die Not nicht kennen und immer nur gute Tage haben. Und bin auch nicht so glücklich wie die katholische Schwester, die mich letzten Winter in meiner Krankheit pflegte. Solche fromme Seele, die nichts will, als Gott wohlgefällig sein, ja, die hat freilich mehr, und mit der steht es besser. Aber ich bin so gut dran, wie gewöhnliche Menschen, die Gott schon danken, wenn ihnen nichts Schlimmes passiert.“

„Und das Zusammenleben mit Ihrer Schwester! Ist es Ihnen keine Last und keine Sorge?“

„Nein. Ich liebe meine Schwester und sie liebt mich.“

„Aber Sie sind doch so sehr verschieden.“

„Nicht so sehr, wie Sie glauben. Sie verkennen meine Schwester; meine Schwester ist sehr gut.“

„Aber das Verhältnis, in dem sie steht! Es muß doch darüber geredet werden und Anstoß geben bei Leuten, die noch ihren Katechismus haben und die zehn Gebote halten.“

„Ja, bei denen giebt es freilich Anstoß, und meine Schwester, wenn sie mit solchen zusammentrifft, muß oft böse Worte hören. Aber so heftig sie sonst ist, so ruhig ist sie dabei. Sie hat nämlich einen sehr guten Verstand und ein großes Gerechtigkeitsgefühl, und wenn sie solche Worte hört, so sagt sie: «Ja, Stine, das ist nun mal nicht anders; wer sich in den Rauch hängt, der wird schwarz.»“

„Nun gut. Aber einen je besseren Verstand Ihre Schwester hat, und je mehr sie zugiebt, so wie sie lebt, das Urteil und Gerede der Leute herauszufordern, desto mehr muß sie doch leiden unter der Mißachtung, die sie trifft.“

„Es wäre vielleicht so,“ nahm Stine wieder das Wort, „wenn alle Menschen in einerlei Weise dächten. Aber das ist nicht der Fall. Die, die sie verurteilen (und die mitunter lieber schweigen sollten), das sind immer nur einzelne; die meisten plappern ihre Lehren und Vorwürfe nur so herunter und meinen es nicht böse und denken in ihrem Herzen ganz anders darüber.“

„Wie das?“

„Ja, das ist schwer zu sagen, aber es ist so und kann auch kaum anders sein. Denn die, die Not leiden, wollen vor allem aus ihrer Not und ihrem Elend heraus und sinnen und simulieren bloß, wie das zu machen sei. Brav sein und sich

rechtchaffen halten, das ist alles sehr gut und schön, aber doch eigentlich nur was Feines für die Vornehmen und Reichen, und wer arm ist und das Feine mitmachen will, über den ziehen sie bloß her (und die gestern noch die Strengsten waren, am meisten) und reden und spotten, daß man was Apaties sein wolle. «Die denkt wohl, sie sei es.» Ach, wie oft hab' ich das hören müssen.“

„Welche Verworrenheit der Begriffe.“

„Ja, so nennen Sie's, und ich mag nicht widersprechen. Aber dieselben Leute, die so verworren scheinen, sind auch wieder sehr hell und halten auf Pflicht, wo sie sich aus freien Stücken verpflichtet haben. Und das gleicht manches wieder aus. Neben ihrem bloßen Gerede, das heute so ist und morgen so, giebt es auch was, das ihnen feststeht, und das ist das Wort und die Zusage. Mit dem «sich gut halten,» so lange man frei ist, kann man's am Ende halten, wie man will; aber mit dem Kontrakte muß man's halten, wie man soll. Was ich übernehme, das gilt, und ehrlich sein ist die Hauptsache geworden. Und so kann es einer armen Frau passieren, in einem Verhältnis, das nicht löblich ist, doch noch gelobt zu werden.“

„Und dieses Vorzuges genießt Ihre Schwester?“

„Ja. Daß sie das Verhältnis hat, ist ihr kein Lob, aber bei der großen Mehrzahl auch keine Schande. Die arme Frau, so sagen sie, sie hätt's lieber anders. Aber sie muß. Und Muß ist eine harte Muß. Und so läßt man sie's nicht entgelten und fordert nur das eine von ihr, daß sie, was sie versprochen, auch respektiere. Wanda darf thun und lassen, was sie will, meine Schwester Pauline darf es nicht. Die muß halten, wozu sie sich verpflichtet, und ich darf Ihnen versichern, es wird gehalten.“

„Und in das alles hat sich Ihre Schwester hineingefunden? Vielleicht sogar mit Leichtigkeit?“

„Doch nicht leicht. Eher schwer. Aber, die Wahrheit zu gestehen, nicht schwer von Tugend wegen (davon will sie nichts wissen), sondern nur deshalb, weil ihr, von Natur, an einem Leben nichts liegt, wie sie's zu führen gezwungen ist. Meine Schwester ist arbeitsam und ordentlich und ganz ohne Passion. Wenigstens hat sie mir das hundertmal versichert.“

„Und aufrichtig?“

„Wer sieht ins Herz? Aber ich glaube: ganz aufrichtig. Und wenn Sie meine Schwester so gut kennen wie ich, so würden Sie's auch glauben.“

„Und doch sagte sie mir, als ich vorgestern nach Olga fragte: «Danach dürfen Sie nicht fragen. Einen Vater hat sie, das ist gewiß. Aber mehr kann ich Ihnen nicht sagen.»“

Stine lächelte verlegen vor sich hin. Endlich aber sagte sie: „Ja, in diesem Tone spricht sie gern, das ist wahr; aber nicht aus schlechter Sitte, sondern aus Übermut. Sie weiß, daß sie noch immer sehr hübsch ist, und hat aus Eitelkeit und Gefallsucht, wovon ich sie nicht freisprechen kann, eine sie beständig quälende Lust, die Männer in Verwunderung zu setzen, bloß um sie hinterher auszulachen. Ich kenne sie besser, weil ich ihr Leben kenne. Sie war kaum zwanzig, als Olga geboren wurde. Da hatte sie nun das Kind, eine gewöhnliche Verführungsgeschichte, womit ich Sie verschonen will, und weil man ihren Anspruch mit einer hübschen Geldsumme zufrieden stellte, so war sie nun eine «gute Partie» geworden und ver-

heiratete sich auch bald danach. Und wie meist in solchen Fällen, mit einem kruzbraven Mann. Aber ich muß auch sagen, er kam ihr zu. Sie war eine ganz vorzügliche Frau, nicht das geringste kommt ihr nachgefragt werden, und als der Mann krank wurde, hat sie ihn, mit allem was sie hatte, treu bis zum Tode gepflegt. Freilich, als er dann in seinem Grabe lag, war auch der letzte Notgroschen hin, und Ihr Herr Onkel, der in demselben Hause wohnte, nahm sich ihrer an. Und da kam es dann — nun, Sie wissen wie. Das geht jetzt ins dritte Jahr, und sie wünscht es sich nicht anders, trotzdem sie klagt und wettet, übrigens ohne sich viel dabei zu denken. Sie nimmt ihr gegenwärtig Leben als einen Dienst, drin sich Gutes und Schlimmes die Wage hält; aber des Guten ist doch mehr, weil sie keine Sorge hat um das tägliche Brot. Und nun bitt' ich Sie, wenn Sie sie wiedersehen, so sehen Sie sich ihr Thun und Treiben auf meine Worte hin an, und Sie werden finden, daß ich nicht zu viel gesagt habe.“

„Und was fordert sie von Ihnen?“

„Fordert? Nichts. Sie liebt mich und ist seelengut zu mir und freut sich, daß ich auf mich halte, und ermutigt mich darin. «Es ist immer das Klügste so,» das sind ihre Worte. Würd' es aber anders kommen, so wär' es nicht viel, und sie würde nur sagen: «Ich weiß wohl, Stine, das Richtige läßt sich nicht immer thun.» Ja, sie sieht das, was sie das Richtige nennt, für etwas Wünschenswertes an, aber nicht als etwas Notwendiges; sie gönnt es mir, nichts weiter.“

Allmählich, während dies Gespräch geführt wurde, war die Sonne drüben niedergegangen und nur ein letztes verlassenes Abendrot schimmerte noch zwischen den Gezweige der Parkbäume. Stine hatte längst den Sticrahmen beiseite gestellt, und der junge Graf, der ihr jetzt gegenüber saß, sah in dem Fensterpiegel, wie, die ganze Straße hinunter, die Gaslaternen aufflamnten. Er war so benommen davon, daß er eine Weile schwieg und dem eigentümlichen Straßenbilde zusah.

„Ich sehe,“ sagte Stine, „der Spiegel thut es Ihnen auch an. Ich weiß das schon; es ist immer dasselbe.“

Der junge Graf nickte. Dann nahm er Stines Hand wie zum Abschied und sagte, während er sich rasch erhob: „Ich darf doch wiederkommen, Fräulein Stine?“

„Besser wäre es, Sie kämen nicht. Sie beunruhigen mich nur.“

„Aber Sie verbieten es nicht, Sie sagen nicht nein?“

„Ich sage nicht nein, weil ich es nicht sagen darf. Meine Schwester würd' es unklug finden, und ich weiß, daß ich ihr Rücksichten schuldig bin.“

„So denn auf Wiedersehen, Fräulein Stine.“

Stine gab ihm das Geleit bis auf den kleinen Korridor; dann aber rasch in ihre Stube zurückkehrend, trat sie ans offene Fenster und sog die frische Luft ein, die vom Park her herüberkam. Aber es blieb ihr bang ums Herz, und sie hatte das bestimmte Gefühl, daß ihr nur Schweres und Schmerzliches aus dieser Bekanntschaft erwachsen werde. „Warum hab' ich nicht nein gesagt? Ich habe mich nun in seine Hand gegeben . . . Und doch, ich will nicht, will nicht. Ich hab' es ihr auf dem Sterbebette schwören müssen. «Stine,» sagte sie, «halte Dich. Es kommt nichts dabei heraus. Du bist nicht so hübsch wie Deine Schwester Pauline, das ist mir ein Trost.“

Ach, das Hübschsein . . . — Ich war noch ein halbes Kind damals; aber was ich ihr versprochen, ich will es halten.“

Im selben Augenblick, wo der junge Graf, von Stine geleitet, aus dem Zimmer in den Korridor trat, trat auch die Polzin von ihrem Horcheplatz wieder an den Klapptisch zurück, wo sich nun zwischen den beiden Eheleuten sofort ein kurzes, aber intimes Zwiegespräch entspann.

„Er ist eigentlich lange geblieben,“ sagte Polzin, während er sich wieder an den Bebestuhl setzte. „Wie war es denn?“

„Gar nichts war es. Und wird auch nichts.“

„I wo,“ sagte Polzin. „Es wird schon werden. Alles muß doch Zeit und Weile haben. Aber Du denkst immer . . .“

„Ach was, denken; ich denke gar nicht. Ich sage bloß, wenn was werden soll, wird es gleich. An wenn es nicht gleich wird, wird es gar nicht . . . Ich kenne doch auch die Mannsleute.“

„Ja, ja,“ sagte Polzin und grientete, „die kennst Du.“

„Höre, Polzin, komme mir nicht so. Fange nicht wieder alte Geschichten an.“

„I wie werd' ich denn . . . Ich meine ja bloß . . .“

9. Kapitel.

Der junge Graf wiederholte seine Besuche. Während der ersten Woche kam er einen Tag um den andern, dann täglich; aber immer blieb er nur bis Spätnachmittag. Dann ging er wieder.

Einmal kam ausnahmsweise der Abend heran und man öffnete die Fenster und sah hinaus. Die Schwere der Luft machte, daß das Straßentreiben unten anders als sonst auf die Sinne wirkte, die Lichter brannten trüber, und das Geläute der Pferdebahnglocke klang gedämpfter herauf. Über dem Parke drüben stand der Mond und warf seinen Schimmer auf einen frei zwischen den Bäumen stehenden Obelisk; die Nachtigallen schlugen, und die Linden blühten in aller Pracht.

Der junge Graf wies darauf hin und sagte: „Das ist nun ein Park und heißt auch so. Aber ist es nicht eigentlich wie ein Kirchhof? Daß alles blüht, das hat der Kirchhof auch. Und der Obelisk sieht aus wie ein Grabstein.“

„Und ist auch so was.“

„Wie das? Ist da jemand begraben?“

„Nein, begraben nicht. Aber ein Denkmal ist es, das zur Erinnerung an die mit der «Amazone» Verunglückten errichtet wurde. Hundert oder mehr, und ich habe manchmal ihre Namen gelesen. Es ist rührend; lauter junge Leute.“

„Ja,“ sagte der junge Graf, „ich entsinne mich, lauter junge Leute.“ Dann schwieg er wieder, und der Ton, in dem er gesprochen hatte, klang fast, wie wenn er sie mehr beneide als beklage.

Bald danach brach er auf, sichtlich bewegt von der Wendung, die das Gespräch genommen, und Stine sah, als er auf die Straße hinaus trat, daß er nicht, wie gewöhnlich, nach links hin auf die Bahnhofsbücke zuschritt, sondern, quer über den Damm, nach dem eingegitterten Park. Da stand er nun an dem Gitter und beugte sich vor, und es war, als ob er die Namen, die der Obelisk trug, in dem Halblicht zu lesen versuche.

An diesem Tage hatte sein Besuch etwas länger gedauert; sonst blieb er nur bis Sonnenuntergang und hatte seine Freude daran, Stine bei der Arbeit zu sehen und dabei plaudern zu hören. Er nahm teil an allen Vorkommnissen, am liebsten aber war es ihm, wenn sie Geschichten aus ihrem Leben erzählte, von ihren Kinder- und Schultagen, von dem frühen Tod ihrer Mutter und von der Einsegnung, die kurz nachher gewesen, und wie die Leute im Hause gesammelt hätten, um ihr das Einsegnungskleid schenken zu können. Und wie sie dann in demselben Jahre noch in das große Woll- und Stickeriegeschäft eingetreten sei — daselbe, für das sie jetzt noch arbeite; meistens zu Haus, aber mitunter auch im Geschäft selbst — und wie sie da lebten und Freundschaften schlossen und in der Weihnachtswoche bis in die halbe Nacht beisammen säßen und der Reihe nach eine immer vorlesen müsse. Das sei nicht bloß gestattet, das sei sogar gewünscht; denn der Herr des Geschäfts sei klug und gütig und wisse, was es wert sei, die, die arbeiten müßten, bei Lust und Liebe zu halten. Und so kam' es auch, daß sie keinen Wechsel im Personal hätten, oder doch nur sehr selten, und alle gern blieben, es sei denn, daß sie sich verheirateten. Überhaupt müsse sie sagen, es würde so viel von Ausjaugen und Lüden und von Bedrückung gesprochen, aber nach ihrer eigenen Erfahrung könne sie dem durchaus nicht zustimmen. Im Gegenteil. Im Winter hätten sie Maskenball und Theaterstücke; denn ihr Geschäftsherr, wie sie nur wiederholen könne, vergesse nie, daß ein armer Mensch auch mal aus dem Alltag herauswolle. Das Schönste aber seien die Landpartien im Sommer. Da würden ein paar Kremser gemietet und noch vor Tau und Tage ging es ins Freie hinaus, nach Schildhorn und Grunewald oder nach Tegel und dem Zinkenkrug. Oder auch zu Wasser, was freilich, so lange sie da sei, nur einmal gewesen, aber ihr auch ganz unvergeßlich geblieben sei. Da wär' ein Dampfschiff gemietet worden, und die ganze Spree hinauf, an Treptow und Stralow und dann an Schloß Köpenick und Grünau vorüber, wären sie bis in die Einsamkeit gefahren, bis an eine Stelle, wo nur ein einziges Haus mit einem hohen Schilfdach dicht am Ufer gestanden habe. Da wären sie gelandet und hätten Reisen gespielt. Ihr aber sei das Herz so zum Zerspringen voll gewesen, daß sie nicht habe mitspielen können, wenigstens nicht gleich, weshalb sie sich unter eine neben dem Hause stehende Buche gesetzt und durch die herabhängenden Zweige wohl eine Stunde lang auf den Fluß und eine drüber ganz in Ampfer und Rannikeln stehende Wiese geblickt habe, mit einem schwarzen Waldfreien dahinter. Und es sei so still und einsam gewesen, wie sie gar nicht gedacht, daß Gottes Erde sein könne. Nur ein Fisch sei mitunter aufgesprungen und ein Reiher über die Wasserfläche hingeflogen. Und als sie sich satt gesehen an der Einsamkeit, habe sie die andern wieder aufgesucht und mit ihnen gespielt; und sie höre noch das Lachen und sähe noch, wie die Reisen in der Sonne geblitzt hätten.

Der junge Graf hörte nichts lieber als dergleichen Erzählungen, und so glücklich ihn jedes Wort stimmte, so lehrreich war es ihm auch. Er war in der Vorstellung herangewachsen, daß die große Stadt ein Babel sei, darin die Volksgenügungen, wenn nicht mit Sittenlosigkeit und Rohheit, so doch mit Lärm und Gejohle ziemlich gleichbedeutend seien, und mußte nun aus Stines Munde hören, daß dies Babel eine

Vorliebe für Lagern im Grünen, für Zed und Anschlag habe. Dergleichen verfehle denn auch nicht, seine Gedanken immer mehr einer ihm angeborenen, allen Standesvorurteilen abgewandten Richtung zuzuwenden, und wenn Stine mit solchen Schilderungen, ernstern und heiteren, ihn in die Gemüthlichkeit hineingeplaudert hatte, wurd' er zuletzt selber mittheilhaft und sogar geprächig und erzählte von seinem eigenen Leben: von dem Predigtamtskandidaten, bei dem er bis zum Überdruß Gesangbuchlieder und Bibelsprüche habe lernen müssen, weil es so das Bequemste für den Lehrer gewesen, von seinen Vorbereitungen zum Examen, durch das er nur (denn er habe nie was gelernt) wie durch ein Wunder hindurchgekommen sei, und endlich, nach seinem Eintritt ins Regiment, von seinen Avantageur- und Jährichstagen. Das wäre seine beste Zeit gewesen, seine einzig frohe, trotzdem es bei seinem frommen und eisenfresserischen Kommandeur ein- für allemal festgestanden habe, „ein Jährich ist ein Nichtsmut.“ Und da mit einem Male hab' es geheißt „Krieg,“ ein Jubel wäre losgebrochen, und drei Tage später hab' er schon eingepfercht in einem Waggon geessen, überglücklich, auch seinerseits, aus dem Garnisons-Einerlei heraus zu sein. Überglücklich. Aber freilich nicht auf lange. Denn wieder drei Tage später, und er habe, aus dem Sattel geschossen, dazulegen, und als einen Halbtoten hätten sie ihn weggetragen. Und während seine Kameraden von Sieg zu Sieg gezogen seien, hätt' er sich in einem Nest an der Grenze hingequält und nicht gewußt, ob er leben oder sterben solle. Und die Natur hab' es auch nicht recht gewußt und habe sich nicht entscheiden wollen. Aber zuletzt habe sie sich entschieden und er sei genesen. Oder doch halb. Ob zu seinem Glück? er wiss' es nicht. „Es ist doch das Schönste, wenn die Sonne niedergeht und ausruhen will von ihrem Tagewerk.“

Stine verstand ihn wohl und bat ihn, als er das sagte, nicht so zu sprechen. Er müsse doppelt hoffen; denn wer vom Tode gerettet sei, der lebe lange. So sage das Sprichwort, und die Sprichwörter hätten immer recht.

Er lächelte bei diesen Worten und lenkte dann auch seinerseits wieder zu heiteren Dingen über. Und bald danach trennte man sich in Herzlichkeit und guter Laune. (Fortsetzung folgt.)

Streikende Priester.

Von

H. Zimmern. — Dr. G. Sch—t.

Vor etwa fünf Monaten (Ende August) wurde in Rom, ja sozusagen im Schatten des Vatikan, die erste Nummer einer Tageszeitung ausgegeben, welche vielleicht bestimmt ist, eine bedeutungsvolle Epoche in der römischen Kirchengeschichte zu bezeichnen. Das Blatt heißt die „Cronaca nera.“

Diese „Schwarze Chronik“ tritt als Kämpfer des niederen gegen den höheren Klerus auf und skizziert ihr Programm in folgenden Worten:

„Die «Cronaca nera» wird, ohne das religiöse Gefühl zu verletzen, Krieg führen gegen die Machthaber des höheren Klerus, indem sie seine Laster und Verbrechen aufdeckt. Es wird sich dann herausstellen, was diejenigen sind, welche, nicht damit zufrieden, das eigene Vaterland zu bekämpfen und fremde Waffen gegen dasselbe aufzurufen, erbarmungslos auch den niederen Klerus verfolgen und mit unerhörter Herausforderung

der Unzufriedenheit Hohn sprechen, die allenthalben in den Reichen desselben um sich greift. Unter der Aufschrift: „Typen und Figuren“ werden wir verschiedene Kardinäle, Bischöfe, Domherren u. s. w. zeichnen, über deren nichts weniger als unbestecktes Leben Geistliche selbst die glaubwürdigen Einzelheiten sammeln werden. Unter dem Titel „Cronachetta nera“ werden wir die Klagen und Proteste, die Enthüllungen und Berichte wiedergeben, die uns von den Varias der Geistlichkeit zugehen.“

Dies ist der Kriegsruf einer Empörung, die wir nicht anstehen als eine der interessantesten aller historischen Erhebungen zu bezeichnen; dieselbe wurde in aller Stille ins Werk gesetzt, und eben darum dürfte ihr vorauszusagen sein, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt fortschreiten wird. Noch nennt sie selbst sich kaum eine Empörung. Die armen Priester wünschen lediglich, ihre Beschwerden vor den Papst selbst zu bringen, der auch nach ihrer Auffassung gefangen gehalten wird; aber nicht, wie er sich selbst beklagt, von der italienischen Regierung, sondern durch die perugianischen Priester seiner Umgebung.

Man hat oft gefragt, sagt ein Schreiber in der Probenummer der „Cronaca nera“, ob der Papst in Rom gefangen gehalten werde, oder ob er sich frei fühle unter der italienischen Herrschaft. „Wie ich den Papst und seinen Hof kenne, gebe ich ohne weiteres zu, daß der Papst in der That ein Gefangener, ja mehr, ein Sklave ist — seines eigenen Hofes.“ — Derselbe Verfasser fährt fort: „Ich erinnere mich, einst eine Unterredung mit angehört zu haben, welche ein gewisser Monsignore Laurenzi, nachmaliger Kardinal, mit Leo hatte, die so barsch in der Form und so tyrannisch in ihren Folgerungen war, daß ich mich fragte, ob nicht vielmehr der Kardinal der Papst sei und dieser der Kardinal . . . „Allerheiligster Vater,“ schließt der genannte Schreiber, „wenn der Himmel mir Zeit und Glück giebt, Euren Hof von gewissen widerlichen Repetitionen zu reinigen, dann will ich mich zu Euren Füßen niederwerfen und sagen: Ich bin nur ein armer Priester, aber ich habe dennoch dem höchsten Throne und dem, der an Stelle von Jesus Christus darauf sitzt, einen Dienst erwiesen.“ Von Papst Leo wird durchweg mit Bewunderung und Hochachtung gesprochen. Ueberhaupt gehört die Sprache des Blattes durchweg Männern an, die nur durch gräßliche Not zum Handeln getrieben worden, die man durch offene und redliche Behandlung leicht zufriedenstellen könnte, die aber, zum äußersten getrieben, in ihrer Verzweiflung fürchtbar werden können.

Die „Cronaca nera“ wurde, wie man sich denken kann, von der höheren Geistlichkeit und ihrer Presse mit einer Flut von Schmähungen begrüßt. Der Vatikan geriet in ein Fieber kleinlicher Geschäftigkeit; sein Blatt, der „Osservatore Romano,“ beantwortete die Probenummer der „Cronaca“ mit einem inspirierten Artikel von äußerster Heftigkeit. Die Redakteure der „Cronaca“ wurden als Jesuiten gebrandmarkt (ein seltenes Beiwort, bemerkt hierzu die „Cronaca,“ wenn es von der Kirche selbst, im verächtlichen Sinne gebraucht wird); außerdem aber auch als Lutheraner, als Protestanten. Hofe Kirchenfürsten legten die Zeitung sogar dem Papste vor, indem sie ihn beschworen, dieselbe mit dem Kirchenbanne zu belegen. Aber Leo, der ungeachtet seiner Räte stets billigend ist, fand in dem Blatte nichts, was den Bann verdiente, ja er äußerte sogar, er halte es für recht, daß Mißbräuche aufgedeckt würden. In heller Verzweiflung machten die Würdenträger nun einen Versuch, die „Cronaca“ durch ihre eigenen Leute zu bekämpfen, indem sie einen Protest veranlaßten, der von der niederen Geistlichkeit aus allen Teilen Italiens gezeichnet war. Aber ach, die niedere Geistlichkeit verweigerte ihre Unterschriften: oder wenn sie sie leisteten, schrieben sie unverzüglich an die „Cronaca,“ um zu erklären, daß sie gezwungen worden seien, gegen ihr Gewissen zu handeln, durch die Drohung mit der Amtsentsetzung «a divinis» was für sie den Verlust des täglichen Brotes bedeuten würde.

Solch ein Zwang ist wahrhaftig ein gewagtes Spiel in unserer Zeit der Post und Tagesblätter. Man erzählt sich

jogar ein nettes Geschichtchen, das, wenn sonst nichts, doch die Schätzung zeigt, in welcher die Gradförmigkeit der Geistlichen im allgemeinen steht. Ein unglücklicher Kanonikus, dessen untergebene Priester sich mit aller Entschiedenheit geweigert hatten, den Protest zu unterzeichnen, wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er zitternd, mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen vor seinem Bischof erschien und die eigene Haut dadurch zu retten suchte, daß er erklärte, er habe die Unterschriften erhalten, sie seien ihm aber aus seinem Tischschube gestohlen worden — vermutlich von einem der Unterszeichner selbst!

Da nun also die Monsignori vom Papste die Unterdrückung des Blattes nicht erreichen konnten, waren sie für eigene Rechnung thätig und bewirkten ein Gesuch von „etlichen Geistlichen Roms,“ die in Demut zu wissen wünschten, ob es ihnen gestattet sei, die „Cronaca nera“ zu kaufen und zu lesen. Die Antwort, welche, zusammen mit dem Gesuch, in den Kirchen angebracht wurde, wird sich jeder vorstellen können. Noch vor einem Jahrhundert würden sie uns verbrannt haben, ruft die „Cronaca“ aus; heute können sie nichts weiter thun, als Proteste, Gesuche, Circulare in Bewegung setzen, wie denn u. a. Kardinal Rampolla kürzlich eine Note hat ergehen lassen, welche die fremden Mächte ersucht, die Einführung der „Cronaca nera“ in ihre Reiche zu verhindern. Sicher ist dies ein Zeichen des Gefühls wachsender Schwäche.

Die italienischen Zeitungen, sofern sie nicht clericale Organe sind, haben die „Cronaca“ meist ruhig und kritisch aufgenommen. Wird sie zu einem bloßen Krämer Aufsehen erregender Geschichten herabsinken, oder wird sie ihre Spalten ernst Erörterungen öffnen über die beste Art, Mißbräuche abzustellen? So fragen sie. Von der Antwort auf diese Frage hängt die Lebensdauer und die Nützlichkeit des neuen Blattes ab.

Daß eine große Menge von Mißbräuchen eine Änderung dringend fordern, das könnte man schon aus der But des Widerspruchs schließen, der die „Cronaca“ begegnete. In der That bestehen so schmutzige und so zahlreiche Mißbräuche und Uebelstände, daß man von den Anhäufungen im Augiasstall abzuzehren könnte, die nun von dem Herkules der Presse des 19. Jahrhunderts und dem Strome der öffentlichen Meinung beseitigt werden sollen.

Beginnen wir mit der Sittlichkeitsfrage. Wie muß es den allbekanntesten Kardinal Garocchi, den die öffentliche Meinung als den künftigen Papst bezeichnet, berühren, wenn er seine geistlichen (!) Beziehungen zu verschiedenen schönen Wüßrinnen mit Namen- und Ortsangabe bloßgelegt sieht? Oder wie den Monsignore Pericoli, wenn er, durch die Zeitungen in alle Welt ausgesandt, die Geschichte seines Verhältnisses mit der Frau eines Räubers lesen muß, welches Verhältnis dem Räuber volle Freiheit sicherte, in der römischen Campagna, unbelästigt von der Polizei, nach Herzenslust zu plündern und zu rauben? Von der großen Unsitte in den Verstecken der römischen Kurie hatte man stets eine gewisse, wenn auch mehr oder minder unbestimmte Vorstellung. Die Mitteilungen der „Cronaca“ klären diese Vorstellungen zu Thatfachen ab. Als Belege für dieselben werden uns die zugehörigen Namen, Orte, Umstände angegeben. Ein Kardinal und Bischof nach dem andern sieht von seinem Privatleben in den reizenden Landhäusern den Schleier des Geheimnisses hinweggezogen; ihre Orgien sind nicht länger Gegenstand der Mutmaßung. Die schmutzige Verkommenheit ihrer Sitten erscheint den Nachfolgern jener Geistlichkeit ganz würdig (denn Brunetto Latini sagt uns: „Es sind lauter Priester“), welche Dante für Sünden wider das Fleisch dazu verdammt, sich ewig ziellos auf heißem Sande zu bewegen, während Feuer, gleich langsam fallendem Regen, auf sie niedertropfte. Die von der „Cronaca“ berichteten Thatfachen entziehen sich, um ihrer Unflätigkeit willen, der Wiedergabe an dieser Stelle.

Jedoch nicht nur in Bezug auf ihre Sittlichkeit erweisen sich die heutzigen römisch-katholischen Priester als Nachkommen

derjenigen aus Dantes Zeit. Die Geldgier mit den sie begleitenden Lasten der Verschwendung und des Geizes, des Handels mit geistlichen Ämtern, des Innehabens von mehreren Pfänden u. wuchert noch ebenso wie damals, als Virgil und sein Schüler die Päpste und Kardinäle beobachteten, die im vierten Höllentriebe ohne Ende miteinander kämpfen.

Wir wollen aus den vielen bekannt gewordenen Fällen vorberhand drei herausheben. Monsignore Pericoli, ein Mann von großem Privatvermögen, bekleidet fünf geistliche Ämter, die ihm jährlich das feste Einkommen von 500 000 Franks sichern, wobei all die zahllosen kleineren Einnahmequellen, die aus seiner Stellung entspringen, nicht mitgerechnet sind. Monsignore Folchi, der Vice-Schatzmeister der Kirche, kürzlich vom Papste zum Verwalter der Erzbrüderschaft des Peterspfennigs ernannt, Schatzmeister des Vatikan's u. c., nimmt für seine Ämter 1 920 000 Franks jährlich ein, die billigerweise unter mehr bedürftige Männer verteilt werden sollten. Monsignore Jacobinis Einkommen beträgt 2 040 000 Franks. Fügen wir hinzu, daß es keine öffentliche Kontrolle der Rechnungen der verschiedenen Gesellschaften giebt.

Darf man z. B. glauben, fragt die „Cronaca“, daß der Papst auch nur das geringste von dem anstößigen Handel wußte, der voriges Jahr bei Gelegenheit des Priesterjubiläums Sr. Heiligkeit von der heiligen Gesellschaft des Ablasses getrieben wurde, welche die „Indulgenza plenaria“ thatsächlich verkaufte? In der päpstlich-photographischen Anstalt von Dr. Federicis wurden die Bilder des Papstes mit der Unterschrift des Kardinals Vannutelli versehen; kraft deren wurde für einen Preis von 2 Franks für den Ablass und 5 Franks für den Agenten, der sie ausbot, voller Ablass für die zahlende Person oder für ihre Verwandten gewährt. Welch ein Einblick in den empörenden, niedrigen Schacher, den Kardinäle unseres Jahrhunderts ins Werk setzen, in Dingen, die von der allerhöchsten Bedeutung für das sittliche Wohl ihrer geistlichen Herde sind, wenn Sittlichkeit und Herde überhaupt hier anzuwendende Begriffe sind. Es war sicherlich noch um vieles besser, den Ablass, wie zu Luthers Zeiten, auf den Strafen auszurufen, als mit Bedienten und Photographen vereint, damit zu schachern. Zu Luthers Zeit floß wenigstens, dem Anschein nach, das Geld in den Säckel der Kirche, während es jetzt auf dem geradesten Wege in die Taschen der Prälaten wandert.

Und noch eine andere Einnahmequelle der großen Herren wollen wir andeuten, die, was ihre moralische Seite anlangt, im höchsten Grade ordnungswidrig ist, aber tadellos geordnet und regelmäßig vom praktischen Standpunkte aus. Wir meinen die Abgabe, welche dem bedürftigen niederen Klerus auferlegt ist für die Erlaubnis, Messen zu lesen, die Abgabe des „Celebrat.“ Die Vergütung, welche die Priester für die Messen erhalten, ist an sich jämmerlich niedrig, und noch dazu unter dem Vorwande, daß, wäre sie höher, der Priester mehr an die Vergütung als an die Bedeutung der heiligen Handlung denken würde. Ein Priester, der für die Messe, die er liest, 80 Cts. erhält und davon leben soll, kann sich keiner tadelnswerten Freude hingeben über die Höhe seiner Einnahmen. Die Bezahlung der Messe ist übrigens verschieden, je nach der Stunde, in der sie stattfindet: spätgelesene Messen bringen mehr ein als frühe, weil der Priester um ihretwillen fasten muß. Aber auch hierbei giebt es keine festen Bestimmungen, und die schlauesten Intriganten gewinnen den Preis. — Wie schon bemerkt, muß der Priester, um sein kümmerliches, tägliches Brot zu verdienen, vom Bischof einen Erlaubnisschein kaufen, der ihn ermächtigt, eben die Handlung zu vollziehen, für die er eingesetzt und geweiht wurde. Diesen Schein bezahlt er mit 7—10 Franks oder noch mehr, je nach Ermessen des Bischofs, und derselbe gilt, wiederum nach Gefallen des Bischofs, ein viertel, ein halbes, oder ein ganzes Jahr, nach dessen Ablauf er erneuert werden muß. Diese Abgabe ist für den niederen Priester stets eine drückende Last, für den gutgestellten eine reichliche Einnahmequelle gewesen. Die Erneuerung des Scheines

pflegte früher kostenlos zu geschehen; da aber die Monsignori, wohl aus ganz besonderen Gründen, eifriger als je bemüht sind Geld in ihre Kassen zu bekommen, so sind sie auf die glückliche Idee geraten, die Erneuerung des Scheines nun bezahlen zu lassen und seine Gültigkeit auf einen möglichst kurzen Zeitraum zu beschränken. Auf diese Weise sehen sich die niederen Priester dem Hungertode preisgegeben, wohin sie sich auch wenden mögen: Hochämter dürfen sie nicht halten, obgleich ihre Oberen laut klagen über den Mangel an Priestern, um dessen willen ganze Landstriche ohne geistliche Pflege sind. Bitten aber arme Priester um Almosen, so jagt sie der reiche mit Schimpf von seiner Thür und verweigert ihnen selbst die Brosamen, die von des Herrn Tische fallen. Als „Köter“ pflegen Parochi und seine Kollegen sie zu bezeichnen, und als Hunde sind sie leider nur zu oft gezwungen zu leben. Einer von ihnen schreibt der „Cronaca“: Meine Mutter ist 72 Jahre alt und krank; mein einziges Einkommen ist 1 Frank 20 Cts. täglich, die Bezahlung für die Messe. Wir wohnen in einem stinkenden Loch; Brot und Zwiebeln sind unsere ganze Nahrung, und wir sind in Lumpen gekleidet. Da meine Parochie nicht langte, um meine Schuhe ausbessern zu lassen, und fürchtend, daß ich infolgedessen auch nicht mehr die Messe würde lesen können, ging ich zu einem reichen Monsignore und bat ihn um 10 Franks; unwirksam wurde mir die Thür gezeigt, und eine Drohung war das Ergebnis meiner Kühnheit. — Ein anderer unglücklicher Priester war fünf Tage bettlägerig, ohne 1 Cts. oder eine Brotkruste; als er demnächst sich beklagte, in so unchristlicher Weise verlassen worden zu sein, wurde er mit der Amtsentsetzung bedroht. — In den Städten ist das Elend am größten: vor kurzem sah ein Briefbote eines Abends, wie ein Priester 1 Pfund Mehl stahl. Verhaftet, erklärte er vor Gericht, daß er von seiner einzigen Messe nicht leben könne, und daß er Hungers sterben müsse.

Nur ein Ausweg bleibt den armen niederen Geistlichen, und endlich fangen sie an, ihn zu betreten — die allmächtige Presse unserer Zeit. Die „Cronaca nera“ ist gegründet als das Sprachrohr aller Beschwerden der unterdrückten Priester. Aber dieselben gehen noch weiter. Sie haben ein Gesuch an die Regierung aufgesetzt, in welchem die praktischen Vorteile für Italien dargethan werden, die aus der Nutzbarmachung des Zwiebelpalts in kirchlichen Haushalte erwachsen würden. Sie seien Vaterlandsfreunde, versichern sie, und zuverlässig; der Vatikan sei ein Feind des Vaterlandes und sinne beständig auf Störungen. Wenn staatlicher Druck in diesem Sinne auf die kirchlichen Autoritäten ausgeübt würde (und er ließe sich auf völlig gesetzmäßigem Wege ausüben), dann würde sich die Regierung eine Schaar dankbarer, thätiger Anhänger gewinnen, deren Einfluß im Lande als ein äußerst nützlicher gefühlt werden würde. Der Vatikan aber, der eine bloß gesetzgebende und keine ausübende Gewalt sei, würde als politischer Faktor ohnmächtig werden und durch die Macht der Umstände genötigt sein, gleich anderen mittelalterlichen Einrichtungen, zu verschwinden, oder seine selbstherrlichen Ansprüche aufzugeben und lediglich als eine moderne volkstümliche Körperschaft fortzubestehen, die ausschließlich ihren religiösen Pflichten obliegt. Wird der Vatikan fort dauern oder nicht? Es besteht die Meinung, daß das nächste Konklave sein Schicksal besiegeln werde.

Inzwischen beweist die ausgedehnte Verbreitung der „Cronaca“ (38 000 Exemplare täglich, zu 5 Cts. die Nummer), daß sie einem Bedürfnis entspricht. Und ihr Erfolg ist nicht derjenige des Skandals, sondern ein ehrlicher und wohlverdienter; denn sie legt den Finger auf den wundesten Punkt des italienischen bürgerlichen Lebens, auf die Wunde, welche seine vollständige sittliche und folglich auch politische Wiedergeburt verhindert.

Vorratskammern im Pflanzenreiche.

Von
Dr. Theodor Jaensch. (Schluß.)

Nur die Natur ist niemals verlegen in der Wahl ihrer Mittel, wenn es gilt, dieselben Zwecke in verschiedener Ausgestaltung der Form zu erreichen; und nicht immer müssen es Zwiebeln sein, die sie als Vorratsbehälter den Pflanzen mit auf den Weg giebt. Mit Wurzelstöcken und Knollen, mit Holzgebilden und Winterknospen erzielt sie dasselbe. Die Zwiebelgewächse sind nicht die einzigen Bewohner des Steppenlandes; hochwachsende Gräser verschiedenster Art verleihen ihm ein fast noch vorherrschenderes Gepräge, und von noch anders ausgerüsteten Bewohnern solcher Gebiete soll am Schluß die Rede sein. Die Gräser überleben die schlimme Zeit mit Hilfe langgestreckter Wurzeläusläufer und deren Verzweigungen, und auch in diesen häufen sich Vorratsmassen speicherartig auf, die erst später ihre Verwendung finden. Darum dienen sie auch nicht bloß als Helfer in trockenen Zeiten: Gräser und Riege bedecken den Boden in den Heimatländern der hochnordischen Pflanzenwelt, wo es an Feuchtigkeit nicht fehlt. Sie sind dort fast die einzigen Vertreter der Blüten des Gewächsreiches. Was in den Steppen die trockene Hitze vernichtet, zerstört hier die Kälte des eisigen Winters; aber sie dringt nicht tief genug in den Boden, um den Zusammenhang des Lebens abzuschneiden. Auch der kurze Pollandsommer erweckt darum noch Leben und Grünen.

In geringerem Maße wirkt auch bei uns der Winter ähnlich wie dort, und auch wir haben genug der Gewächse, die mit unterirdischen Teilen ausdauern. Das Schneeglöckchen mit seiner Zwiebel, die Maiblume mit ihrem wurzelähnlichen Hauptstamm, ein bedeutender Teil unserer Gräser giebt lehrreichen Aufschluß hierüber. Die Ragen oder Knabenkräuter (Orchideen) unserer Gegenden sind stets mit ausdauernden Knollen eigentümlicher Art ausgestattet. Aber auch die Sommer trockenheit hat je nach der Lage des Bodens bei uns ihren Anteil daran, und das mit starker Zwiebel versehene Blauträubchen (*Muscari racemosum* und andere Arten derselben Gattung) muß man oft aus den zerbröckelten Teilen des ausgetrockneten Bodens höher gelegener Standorte ausgraben. So sind auch die meisten heimischen Zwiebel- und Knollengewächse Frühlingspflanzen, und nur auf den Alpenmatten trifft man sie später zur Zeit des Kalenderjammers, wenn unten bereits andere Vertreter der Krautwelt ihr Recht ausüben und mit ihren Blüten die Landschaft beherrschen.

Übrigens sind Zwiebeln, Knollen und Wurzelstöcke auch in der Form sämtlich nur Ausführungen desselben Grundgedankens: sie alle sind Knospen. Sie bestehen aus einem Stamnteil mit wachsendem Scheitel, umgeben von Blättern. Bei den Zwiebeln herrschen die letzteren vor, und der eigentliche Stengel ist zu einem scheibenförmigen Gebilde verkleinert, an das in der Runde die Schalen sich setzen; der spätere Blütenstiel entsteht erst aus dem Gipfelteil dieser Scheibe, des sogenannten Zwiebelkuchens. Wenn aber die Blätter zu kleinen, kaum sichtbaren Schuppen verkümmert sind, die später ganz zu Grunde gehen und nur unansehnliche Narben als Spuren zurücklassen, dann bildet der Stengel den Speicher und dehnt sich entsprechend der Menge der Vorräte aus, die in ihm Platz finden sollen. Ist er dann mehr in die Länge entwickelt und wächst wagerecht unter der Erde dahin, so nennen wir ihn Wurzelstock; ist er zu einem kurzen, dicken, oft kugelförmigen Gebilde angeschwollen, so geben wir ihm den Namen einer Knolle. Auch die Kartoffel, die auf unseren Tisch kommt, ist ein beblätterter Sproß; aber die Blätter sind klein und nur bei ganz jungen Knöllchen wahrzunehmen, während der nahrungsbietende Stengelteil oft nur zu früh zum Leidwesen der Hausfrauen seine Seitenzweige aussendet und sich selber von Nahrung entleert.

Auch die Winterknospen unserer Bäume gehören hierher. Unter der schützenden Hülle ihrer braunen Deckschuppen trotzen sie dem Frost und bergen im Innern gespeicherte Stoffe, denen die Frühjahrswärme genügt, um in wenigen Tagen die Hülle zu sprengen und in Gestalt junger Zweige sich vorzuschieben, die alsbald die erst anliegenden Laubblätter entfalten und die Landschaft nun mit einem Male in weithin sichtbares Grün kleiden. Auf lange reicht freilich der in ihnen gehäufte Vorrat nicht aus; der Baum hat jedoch weitere Vorsorge getroffen und auch in den Zellen des Rindengewebes Stärke und Eiweiß gesammelt, aus denen der nötige Nachschub erfolgt. So leidet die Raschheit der Frühjahrsbelaubung keinen Einhalt; erst wenn die Blätter zur vollen Krone sich entfaltet haben, kann ja neue Nahrung aus der Kohlensäure der Luft gebildet werden. Bis dahin muß Stoff und Kraft des vergangenen Jahres zur Unterhaltung des Wachstums dienen.

Der allgemeinste Fall aber, wo Aufspeicherung von Vorräten für kommende Zeiten stattfindet, ist die Bildung der Samen. Die junge Pflanze, die keimend das Leben der alten fortsetzen soll, muß für die erste Zeit ihrer Selbständigkeit das Nötige mithaben, um sich erst soweit zu bringen, daß sie sich selber mit Nährstoffen versorgen kann. Solange ihre Wurzel nicht genügend ausgebildet ist und sich hinreichend im Erdboden verzweigt hat, solange ihre Blätter nicht ergrünt und zum Licht emporgehoben und ausgebreitet sind, so lange muß sie ihr Wachstum von den Baustoffen beitreten, die ihr von der Mutterpflanze mitgegeben waren. So finden wir denn auch die Samen der Blütenpflanzen und selbst die Urkeime der Sporengewächse mehr oder weniger mit Vorratsstoffen erfüllt. Die eigentlichen Samen sind im Grunde genommen fertige, aber in der Samenschale eingewickelte junge Pflänzchen; oder, wenn man will, bewurzelte Knospen: sie lassen demgemäß bereits Würzelchen, Stengel und Blätter erkennen. Bei der Keimung bringen Wärme und Wasser das Ganze zum Quellen, die Hülle wird gesprengt, und das Würzelchen dringt in die Erde. Hier muß es sich erst befestigen, seine Verzweigungen aussenden und seine Saughärchen bilden, ehe es sich der Pflanze durch seine Leistungen nützlich machen kann. Es muß also wachsen und Stoff verbrauchen, und diesen entnimmt es dem Inhalt des Samens. Je mächtiger die daselbst aufgehäuften Vorräte sind, desto länger kann der Keimling von bloßem Wasser leben: so bei der Bohne. Und die Nahrungstüchtigkeit aller Hülsenfrüchte beruht darauf, daß die ersten dicken Keimblätter des Samens dicht mit Eiweißstoffen und Stärke (weniger mit Fetten) erfüllt sind. Bei ihnen erfüllt auch der Keimling vollständig das Ganze. In anderen Fällen ist er nur klein, dafür aber umgeben von einem formlosen Klumpen aufgehäufter Vorratsstoffe, die den Nest des Sameninneren einnehmen. Diesem sogenannten „Sameneiweiß“ (Endosperm) liegen dann die jungen Blätter dicht an und wirken wie Saugwerkzeuge, indem sie durch ihre Oberhaut hindurch die Stoffe in gelöster Form aufnehmen und weiterleiten. Es gilt dies indes nur von den Keimblättern oder „Keimlappen“ (Kotyledonen), welche daher bis zum Verbrauch der Vorräte in der Samenhülle stecken bleiben, während die späteren echten Blätter sich erheben und durch Streckung des zugehörigen Keimstengels ans Licht gelangen. So ist es beim Ricinus und bei der Dattel; wo wir aber, wie bei der Bohne, im reifen Zustande keinen besonderen Eiweißmantel mehr vorfinden, ist er doch früher vorhanden gewesen; nur sind die in ihm abgelagerten Stoffe schon vor der Samenreife gänzlich in die Keimblätter übergegangen, welche denn auch den weitaus mächtigsten Teil des Keimlings ausmachen.

In allen diesen Fällen, mag es sich nun um Aufspeicherung in unterirdischen Vorratskammern, in der Baumrinde, in Winterknospen oder im Samen handeln, verfährt aber die Pflanze in sparsamster Weise. Was an unverarbeiteten Nahrungsstoffen in ihr enthalten ist, sei es auch in den entferntesten Teilen der Körperausbreitung, wird gegen das Ende der Grünungsdauer zurückgezogen und in die natürlichen Speicher

geleitet. Was zurückbleibt, ist mit Ausnahme unbedeutender Wandbelege ein totes Zellgerüst aus Stoffen, die erst durch eine lange Umwandlung und die Verwesungsvorgänge im Boden wieder für spätere Geschlechter nutzbar gemacht werden können. Unsere ein- und zweijährigen Gewächse bringen es nur zur einmaligen Samenreife und erschöpfen sich mit derselben derart, daß sie sofort danach jegliche Lebensäußerung einstellen und als natürliches Papier ihr Dasein beschließen. Unsere Holzpflanzen zeigen größtenteils die unserer Landeswitterung und dem Wechsel der Jahreszeiten angepaßte Erscheinung der bloßen Sommergrüne und des herbstlichen Laubfalls. Die Blätter, die nach den ersten Nachfrösten der Herbstwind zu Boden segt, sind tot und entfärbt; was noch brauchbar und lebensfähig in ihnen war, ist lange vorher schon in Rinde und Knospen gewandert; und nichts geht der Pflanze verloren, was sie zu weiterem Wachstum hätte brauchen können. Die Nadelhölzer unserer Gegenden, mit Ausnahme der ihr Grün gleich dem Laubwald abwerfenden Lärche, und die immergrünen Laubbäume wärmerer Länder verhalten sich anders. Da die letztjährigen Blätter bei ihnen bis zur erfolgten Neubekleidung und noch darüber hinaus stehen bleiben, brauchen sie auch ihre Vorräte nicht vorher abzugeben, und dienen selbst als Speicher, wenn auch nur nebenbei, für die Stoffe, die erst im folgenden Wachstumsabschnitt der Pflanze zur Verwendung kommen sollen.

Von dem Verhalten der Pilze und anderer Schmarotzer des Pflanzenreiches ist hier nicht im besonderen die Rede gewesen, da sie sich zwar in der Art ihrer Nahrungsaufnahme, aber nicht bezüglich der Beschaffenheit der von ihnen beim Wachstum schließlich verbrauchten Stoffe von den übrigen Pflanzen unterscheiden, und daher auch ihre Vorratskammern auf gleiche Weise bilden und dieselben Stoffe in ihnen aufhäufen. Beispiele solcher Vorratskammern sind bei den Pilzen u. a. die sogenannten Hartkeime oder Sklerotien. Die bekanntesten derselben sind die schwarzen, dem Landwirt verhaßten „Mutterkörner“ des Pilzes, der den botanischen Namen *Claviceps purpurea* führt.

Im einzelnen sind die Stoffe, die überhaupt in den pflanzlichen Vorratskammern angesammelt werden, ziemlich verschiedener Art, besonders unter den Wasserkohlenstoffen. In den Zwiebeln finden sich diese häufig in der Gestalt von Traubenzucker, wie bei der gewöhnlichen Küchenzwiebel; oft aber auch in der der Stärke: so bei der Tulpe. Eiweißverbindungen müssen stets außerdem vorhanden sein, und sie treten in den verschiedensten Arten des Vorkommens auf. Auch die Fette sind gewöhnlich vorhanden, doch ist ihre Menge auch oft nur gering, besonders wenn die Wasserkohlenstoffe reichlich vertreten sind. Umgekehrt können diese bei großem Fett- oder Eiweißgehalt vollständig fehlen, wie in vielen Samen. Die Samen des Wunderbaums (*Ricinus*), die Kerne des Kürbis, die Mandeln enthalten nur Eiweißstoffe und Öl. Wo aber Kohlenwasserstoffe vorkommen, sind die gewöhnlichsten außer der Stärke verschiedene Zuckerarten, ferner Mannose (Zucker) und selbst Zellstoff (Wandstoff, Cellulose). So erfüllt sich die Kunkelrübe mit Rohrzucker; die Knollen der Sonnenrosen und Dahlien (Georginen) häufen Mannose an, und die steinharten Kerne der Dattel und der Steinnuß, die das sogenannte pflanzliche Eisenblei liefert, verdanken ihre feste Beschaffenheit den dichten Massen Zellstoff, welche beim Keimen in Zucker verflüssigt und dann erst verbraucht werden.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß erfahrungsmäßig die Baustoffe in den natürlichen Speichern nicht jederzeit durch Wärme und Feuchtigkeit zur Umwandlung und Verflüssigung gebracht werden können. Man kann nicht Kartoffelknollen schon im Herbst zum Austreiben bringen, und auch viele Samen müssen selbst nach der Reife erst eine längere Zeit der Ruhe durchmachen. Es scheint, daß diese Zeit notwendig ist, um gewisse, in sehr kleinen Mengen vorkommende, aber nie ganz fehlende Gärstoffe (Fermente) zu bereiten, die es erst ermöglichen, die ungelösten Speicherstoffe in eine lösliche Form

zu bringen. Auf die Wichtigkeit derselben und auf ihre wahrscheinliche Bedeutung als Ursache mancher Verzögerungserscheinungen im Pflanzenleben hat besonders Professor Sachs zu Würzburg aufmerksam gemacht. In den keimenden Samen werden sie offenbar von den Keimblättern selbst ausgeschieden, um an Ort und Stelle ihr Lösungswerk zu verrichten, gleichwie es die Wurzeln vieler Schmarotzer thun, um in das Gewebe ihres Wirtes einzudringen.

Die Nahrungsspeicher sind schließlich nicht die einzigen Vorratskammern, mit denen die Natur im Pflanzenreiche arbeitet. Von den andersartigen verdienen hier vor allem noch die Wasserspeicher Erwähnung, die von steppemüchigen Pflanzen in den Laubteilen angelegt werden, so daß auch diese die trockene Zeit überdauern können. Sie bilden ein besonderes Wassergewebe, welches sich in der Regenzeit vollsaugt und dann ein genügendes Maß von Feuchtigkeit enthält, um den oberirdischen Leib von der einen bis zur anderen Regenzeit hinreichend zu versorgen. Natürlich findet dabei in der Trockenzeit nur ein sehr geringes Wachstum statt; denn ein solches wäre nur mit größerem Wasserverbrauche denkbar. Es handelt sich hier darum, daß die grünen Teile nur überhaupt erhalten bleiben; daher sind diese letzteren auch in ihrer Form möglichst zusammengedrängt und gerundet, um die verdunstende Oberfläche zu verkleinern. Jedermann kennt die dickblättrigen Fett- oder Saftpflanzen, die auch bei uns ihre Vertreter an trockenen Standorten, wie Dächern, Felsen und Mauern, haben; die bekannte Fetthenne, der Mauerpfeffer (*Sedum*) und die verschiedenen Arten Hauswurz oder Dachwurz (*Sempervivum*) gehören hierher. Die ausgeprägtesten aller solch wasserspeichernden Pflanzen sind aber ohne Frage die Staftusgewächse und Fackelbüschel Amerikas, sowie die fleischigen Wolfsmilchbäume Afrikas und Indiens. Die ersteren bewohnen alle geeigneten Gegenden Süd- und Mittelamerikas, erreichen aber ihre artenreichste Entfaltung auf den trockenen Hochebenen Mexikos. Bei ihnen fehlt das eigentliche Laub gänzlich; statt der Blätter finden sich trockene, harte Wehrstacheln; aber der Stamm und die Zweige sind fleischig und grün geworden, und bei vielen selbst blattartig verbreitert. Sie bergen in ihrem Innern das ausdauernde Maß, an dem sich auch Menschen und Tiere erlaben, wenn sie sich vor den Stacheln nicht scheuen.

Und nicht umsonst ist Mexiko gleichzeitig die Heimat der lebenszähnen Agave, deren Blattsaft gegoren die Pulke, das dortige Landesgetränk als berauschende Ergänzung zur gleichfalls einheimischen Chokolade liefert. Die „bittere Aloe“ aber, deren Arten von denen der Agave im nichtblühenden Zustande schwer zu unterscheiden sind, hat zur Heimat die Kaplande, die wir als Hauptstift der Zwiebelgewächse kennen lernten.

Geheimnisse der Spiritisten.

von
Hildegard Hilson.

Vorbericht des Herausgebers.

Die Verfasserin der Geheimnisse der Spiritisten war in der Stadt und auf dem Lande, in Nord- und in Süddeutschland viele Jahre als Medium thätig. Aufgefordert, den reichen Schatz ihrer Erfahrungen auch der Minderheit zuzuwenden, welche dem Spiritismus weder verfallen ist, noch die für ihn wünschenswerten, bescheidenen Geisteskräfte besitzt, hat die erfahrene Dame ihre Erinnerungen niedergeschrieben und uns mit dem beifolgenden Begleitschreiben zur Verfügung gestellt:

„... Wir ist jetzt schon alles ganz egal. Die Konkurrenz unter den Medien ist zu groß, und selbst ganz ungebildete Frauenzimmer suchen damit auf ehrliche Weise ihr

Brot zu verdienen. Da habe ich mir gedacht: Meinewegen soll es noch schlechter gehen, und ich will alles ausplaudern, was ich weiß. Ich habe in diesen Memoiren mir da gelogen, wo ich mußte, nämlich, was die Beziehungen meines Herzens betrifft. . . Sie haben das gewiß von einer Dame nicht anders erwartet, welche in einem der feinsten Pensionate von Dresden erzogen worden ist. Niemand, für den mein Herz jemals höher schlug, soll durch mich kompromittiert werden. Doch die Spiritisten will ich rücksichtslos entlarven und ihnen mit offenem Visir entgegenreten. Sie werden begreifen, hochgeehrter Herr Redakteur, daß ich mich dazu mit einem non de guerre bewaffnet habe, denn das Honorar für diese schriftliche Arbeit kam mir nur kurze Zeit über die Not des Lebens hinweghelfen; ich muß also mein bisheriges Geschäft leider so lange weiter treiben, wie meine schwachen Kräfte es gestatten. Sollten Sie oder einer Ihrer Freunde für mich etwas wissen, so suche ich mit dem besten Willen eine Stelle als Gouvernante, Kinderfräulein, Büffett-dame, Stütze der Hausfrau, Kassiererin, Reisebegleiterin oder so etwas. Ich habe mir als Medium eine große Menschenkenntnis erworben und mein Charakter hat in allen Gefahren des Lebens kaum gelitten. . ."

Der Herausgeber hat diesen Worten nicht viel hinzuzufügen. Die Memoiren der Hildegard Nilson bedurften nur einer geringen stilistischen Bearbeitung. Die Namen von Personen und Städten sind dort, wo die Verfasserin offenbar nicht die einfache Wahrheit gesagt hat, durch gleichgültige Buchstaben ersetzt. Urrische Stellen, in denen Hildegard Nilson bald schöne Augenblicke in ihr Gedächtnis zurückrief, bald mit dem Weltlauf haberte, mußten ohne Erbarmen gestrichen werden. Hoffentlich haben die Enthüllungen des Mediums dadurch nicht zu viel an ihrem Reize verloren.

I.

Wie ich ein Medium wurde.

Ich hatte kaum die Pension verlassen und war noch nicht zwanzig Jahre alt, als der Tod meines Vaters — meine Mutter lebte von ihm getrennt und konnte meiner hilflosen Jugend keine Zufluchtsstätte gewähren — mich in der äußersten Bedrängnis den gefährlichen Kämpfen in die Arme warf. Das Schicksal beeilte sich, mich zu verfolgen. Ich hatte Unglück mit einem bildschönen Husarenlieutenant, der mich der Verzeihung preisgab. Ich hielt mich dann jahrelang als Erzieherin im Hause eines Breslauer Industriellen auf. Auch da streifte mich das Unglück in der Gestalt des Kaufherrn selbst, und ich mußte die Stellung bei den lieben Kinderchen unter Umständen aufgeben, welche mir den Beruf einer Erzieherin erschwerten, ja recht eigentlich unmöglich machten. Die Prüfungen, die meiner in der nächstfolgenden Zeit harreten, will ich mit dem undurchdringlichen Schleier einer wehmütigen Trauer bedecken.

Ich war dem Ende meiner zwanziger Jahre sehr nahe gerückt, als die Vorsehung mir den Mann in den Weg führte, der bestimmt war, mir zuerst die Bahnen himmelfliegender Begeisterung und dann meinen Erwerbszweig zu weisen.

Es war wieder in Dresden, und mein Bräutigam, Eduard K. . ., ein Mitglied des dortigen Hoftheaters. Sein Name ist nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, da er schon damals trotz seiner Jugend infolge von gemeinen Intriguen wieder entlassen worden war. Eine recht kleine Pension, welche eine gütige Hand ihm ausgewirkt hatte, konnte unsere Bedürfnisse nicht befriedigen. Er unterstützte mich nach Kräften und ihm habe ich es verdankt, wenn ich mein Lebensschiff in dieser stürmischen Zeit flectenlos zwischen allen Klippen hindurchsteuerte.

Wir waren beide fleißig. Wir schrieben für das Hoftheater Rollen aus den Stücken hervorragender Dichter aus und widmeten unsere Dienste in solcher Richtung auch Privatleuten der besten Gesellschaft.

Unser Leben war ärmlich, aber nicht freudlos. Wir hatten sehr häufig Freiplätze in einem Theater, und die übrigen Abende

verbrachten wir in verschiedenen Vereinen, in welchen uns gegen kleine Dienstleistungen der Mitgliedsbeitrag erlassen wurde. Mein Bräutigam wurde überall als Herr Sekretär angelernt, und mir verschaffte mein höherer Bildungsgrad bei Herren und Damen ein unverdient freundliches Entgegenkommen. Unter den Vereinen war mir damals „die Eintracht,“ wo viel Theater geprobt und getanzt wurde, der liebste; am unbehaglichsten fühlte ich mich in dem Spiritistenverein „Jenseits,“ weil da wirklich eine langweilige Gesellschaft zusammentam, und ich schon zu jener Zeit nicht daraus klug werden konnte, welche die Dummen und welche die Spitzbuben wären. Eduard aber ließ nichts auf die Spiritisten kommen und hielt auch mich an, mich an den eigentümlichen Ton dieser Gemeinde zu gewöhnen; denn er bezog als Sekretär des „Jenseits“ ein kleines, aber sicheres Einkommen und hatte durch Kopierung von Geistermitteilungen mitunter hübsche Nebeneinnahmen. Oft sagte er vorwurfsvoll zu mir: „Schade, daß Du kein Medium bist.“ Ich gab mir infolgedessen redliche Mühe, Medium zu werden und Geisterschreiben zu lernen. Das war nicht leicht. Unser Vereinsmedium, Frau B. . ., ließ niemanden an ihr spiritistisches Tischchen heran, und wir hatten nicht so viel Vermögen, um uns selbst eines anschaffen zu können. Glücklicherweise paßte einer meiner Schlüssel zu dem Schranke, in welchem das Tischchen tagüber verschlossen war. Ich verfehlte nicht, von dem Tage dieser Entdeckung an, jeden Morgen ein bis zwei Stunden im Vereinslokale zuzubringen und Geisterschreiben zu üben, bis ich von mir sagen konnte, daß unser Vereinsmedium selbst es nicht besser machte als ich. Das kostete Schweiß. Nähmaschine ist dagegen gar nichts.

Das spiritistische Tischchen der Frau B. . . war nicht von der gewöhnlichen amerikanischen Konstruktion, welche ich später kennen und schätzen lernte. Es war aus der Fabrik eines Reichenberger spiritistischen Tischlers hervorgegangen. Das leichte Tischchen bestand aus drei schräg sich kreuzenden Füßen und einer kaum tellergroßen Platte. Aus dem leichtesten Holze hergestellt, hatte es ein Gewicht von nur zweieinhalb Pfund. Zwei Füße gingen auf leichten Rollen, der dritte, etwas längere, endete in einem Faberschen Bleistifte. Schon nach acht Tagen war es mir ein Leichtes, große Buchstaben an die Wand zu schreiben, wenn ich das Tischchen beim oberen Ende des Bleistiftfußes anfaßte; man mußte sich nur an das ungewohnte Gewicht gewöhnen. Aber das Tischchen auf ein weißes Blatt Papier zu stellen, die Hände oben auf die Platte zu legen und so leserliche Buchstaben, nicht zu groß, hinzumalen, dazu brauchte ich eine Übung von mehr als einem Vierteljahr.

Während ich heimlich diese Studien trieb, dachte ich gar nicht daran, wohin das führen sollte. Ich erfüllte einfach den Willen meines Eduard, und auf seine Anordnung geschah es auch, daß ich in den Sitzungen mitunter Fluidum spürte, in Trance geriet, oder wie man sonst den Zustand nennt, in welchem ich wie eine richtige Somnambule Unsinn redete. Die Sache machte mir aber keinen Spaß und es kam auch nicht viel dabei heraus, außer daß Frau B. . . jedesmal in großen Zorn geriet und mir einmal drohte, mir das spiritistische Tischchen um die Ohren zu schlagen.

Um die Zeit, da ich mit meinem Tischchen schreiben konnte, daß es eine Lust war, nahm in unserem spiritistischen Verein eine Manifestation der Geister überhand, welche alle Mitglieder zur Anteilnahme veranlaßte. Ein junger Arzt, der erst seit einigen Monaten zu uns zählte, erwies sich als ein ungewöhnlich starkes indirektes Medium, d. h. er geriet nicht selbst in Extase, aber in seiner Gegenwart und durch seine Berührung war unser Vereinsmedium im Stande, medizinische Geister aus dem Altertum und der Neuzeit zu citieren und sie auf Wunsch mit Hilfe des Tischchens Rezepte schreiben zu lassen. Diese Rezepte wurden in den Apotheken natürlich nicht respektiert, trotzdem sie Unterschriften von verstorbenen Berühmtheiten trugen; auch waren sie oft unleserlich oder fehlerhaft, weil unser Vereinsmedium doch gar zu unwissend an die Sache herangetreten war. Der junge Arzt nun, ein Dr. K. . ., der

schon auf mancherlei Nebenwegen sein Brot zu verdienen versucht hatte, schrieb die Recepte der alten toten Herren ins Meine und pastete sie auch wohl den heutigen Gewohnheiten an. Er nahm dafür von den Vereinsmitgliedern ein mäßiges Honorar, und weil sich diese so für ein Billiges ordinieren lassen konnten, und weil ferner die Krankheitsgeschichten der Mitglieder mit spiritistischer Wahrhaftigkeit öffentlich vorgelesen wurden, darum gestalteten sich eben die Sitzungen so anregend wie noch nie zuvor. Und gerade als ich mit meinen Studien fertig war, kam dazu die alarmierende Nachricht, daß der Doktor hinter dem Rücken des Vereins von unserem Medium Geistesrecepte schreiben, und sich dafür wie ein Berliner Professor bezahlen lasse. Darüber gab es ungeheure Aufregung, die einen freuten sich ehelich über diesen neuen Triumph des Spiritismus, die andern schimpften auf die Geldgier des Arztes, von welchem sie nun ganz gräßliche Dinge erzählten, und unserem Medium wurde vorgeworfen, daß es für jedes Recept ebenfalls Geld nahm und der allezeit leeren Vereinskasse nicht das mindeste davon zuliehn ließ.

Mein Eduard verhielt sich in seiner amtlichen Stellung als Sekretär mäschenstill. Aber er ging jetzt häufig in die Sitzungen des gemüthlichen Vereins „Eintracht,“ wo er sicher war, einen oder den andern kleinen Beamten der Kriminalpolizei anzutreffen. In der Gestalt eines derselben hätte mich das Schicksal beinahe wieder unglücklich gemacht; denn für ein leidenschaftliches Gemüth gewährt es doch einen seltenen Reiz, mit Männern zu verkehren, welche täglich erleben, was uns schon in volkstümlichen Romanen mit geheimnisvollem Grauen erfüllt. Doch das gehört nicht zur Sache.

Eines Tages erfuhren wir zu nicht geringer Bestürzung, daß Dr. N. . . und unser Vereinsmedium verhaftet wären. Die Sitzung dieses Schreckenstages drohte in eine Schlägerei auszuarten. Da folgte ich plötzlich einer Eingebung oder einem Wink Eduards und versiel in meinen sonnambulanten Zustand. Der Fant legte sich da zwar nicht gleich, aber die Freude, in mir vielleicht ein ebenso kräftiges Medium wie die Entrückte zu entdecken, beruhigte endlich die aufgeregten Gemüther. Es zeigte sich wieder einmal, was für eine schöne Sache doch eigentlich das Ideale ist. Das Tischchen wurde herbeigebracht und ich in meinem Traumbestand von zwei kräftigen Männern davor hingesezt. Ich war vortrefflich. Ich geriet in Zuckungen und warf dabei das Tischchen so heftig um, daß der Bleistiftfuß neu gepipt werden mußte. Dann redete ich eine Weile in einer ganz und gar unbekanntem Sprache. Es war ein Einfall des Augenblicks, aber sehr wirksam. Plötzlich faßte ich, von heftigen Schmerzen gepeinigt, die Platte des Tischchens und begann stöhnend auf den untergelegten Vogen Papier zu schreiben, viel schöner und gleichmäßiger, als das bisherige Vereinsmedium. Auf dem Blatt war zu lesen: „Das alte Medium ist dem Strafgericht verfallen, den Dr. N. . . werdet Ihr morgen wiedersehen. H.“ Das große H bedeutete jedesmal unter den Recepten Hippokrates, stand in besonderem Ansehen und wurde von den Patienten mit der höchsten Tare bezahlt.

Eduard behielt recht. Schon am nächsten Tage wurde das alte Medium, weil es keinen Erwerb nachweisen konnte, zwangsweise in seine ober-schlesische Heimat befördert, der Doktor aber wurde auf freien Fuß gesezt. Ihm war ganz und gar nichts nachzuweisen. Er hatte ebenso wie seine Patienten an den spiritistischen Versuchen aus bloßer Neugier teilgenommen und hatte seine Recepte auf Grund des Diploms und nach eigener Untersuchung der Kranken beziehungsweise auf Grund der angehörten Krankheitsgeschichte abgefaßt. Die behandelten Kranken gaben sämtlich übereinstimmende Aussagen zu seinen Gunsten ab. Als der Doktor aber herauskam, sah er etwas grünlich aus und schien sich auch von dem selbigen Tage an in Dresden nicht mehr wohl zu fühlen. Er nahm zwar auf die Zusicherungen Eduards hin die spiritistische Praxis vorsichtig wieder auf und gestand zu, daß meine seine Bildung ihn mit Hilfe von Orthographie und Intelligenz weit besser unterstützte,

als Frau B. . ., aber schon nach vier Wochen rückte er mit dem schmeichelhaften Vorschlage heraus, mit ihm und dem Tischchen auf Reisen zu gehen und das vorzügliche Geschäft irgendwo zu betreiben, wo die Polizei der spiritistischen Wissenschaft weniger feindlich gesinnt war. Ich war um so leichter zu überreden, als ich von jeher eine romantische Neigung gehabt hatte, fremde Residenzen aufzusuchen. So verließen wir denn das undankbare Elb-Athen und schlugen unser Wanderzelt zunächst in den wohlhabenden Städten Schlesiens, sodann in den Industrieorten des nördlichen Böhmens auf. Ich werde darum jetzt über meine segensreiche Thätigkeit als ärztliches Medium zu berichten haben.

Vorher muß ich noch erwähnen, daß meine Privatverhältnisse nach einem kurzen Seelenkampfe eine besonders erfreuliche Wendung nahmen. Mir hatte der Doktor für meine Beteiligung an seinem Unternehmen ein ganzes Drittel des Reingewinnes zugesichert. Nicht deshalb, aber weil Eduard doch keine solche Künstlernatur war, wie ich sie in ihm zuerst geliebt hatte, wollte ich ihn ohne Abschied verlassen. Er aber witterte etwas und bereitete mir eine fürchterlich leidenschaftliche, ja sogar heftige Scene. Er beschwor mich bei den Erinnerungen an unsere Liebe, er warf mir in wirklich schönen Worten meine Treulosigkeit vor und gab mir deutlich zu verstehen, daß ich nur durch seine Hilfe und seine Liebe Medium geworden sei und ebenso durch seinen Haß wieder in mein Nichts, ja noch tiefer zurückgeschleudert werden könne. Als ich vor Eduard zittern mußte, da erwachte den ewigen Gesetzen des weiblichen Herzens zufolge meine Liebe wieder, und ich überredete den Doktor leicht, ihn als Gehilfen oder Sekretär mitzunehmen. Freilich mußte sein Gehalt von meinem Drittel bestritten werden. Eduard verlangte eine Sicherheit, der Doktor wollte keinen Vertrag abschließen. Da lächelte Eduard wie in den glücklichsten Tagen unserer jungen Winne und sagte, er suche und finde Sicherheit, Vertrag und Lebensglück einzig und allein in der Ehe mit mir. Ich gab ihm mein Jawort. Denn wenn er auch so klug handelte, wie es dem Manne im Kampfe ums Dasein ziemt, so war doch seine Neigung zu mir echt und wahr. Am fünften Mai des Jahres 1879 schlossen wir unsern Bund vor dem Altare und am selben Tage fuhren wir mit dem Doktor zusammen nach Görlitz, für diesen eine Geschäftsreise, für uns die Hochzeitsreise, auf welcher in den Pfiff der Lokomotive die Gesänge der Nachtigallen hineintönt.

(Fortsetzung folgt.)

Sahne Xenien des Achtundachtzigers.

Von

Eduard von Sauerfeld.

Die Woche besteht aus sieben Tagen,
Die rastlos durcheinander jagen,
Kommt manche Stunde auch gekrochen,
Im Nu zerflattern die kurzen Wochen.

Das Alter sei heiter, behaupten sie.
Nein, so verdrießlich war ich nie!
Man wird es eben so allmählich,
Sich und den andern unausföhllich.

Die Weisheit sei des Alters Gabe,
Ein weißer Alter ein weißer Rabe!

Zwei Alte begegnen sich außer Haus
Und sprechen sich miteinander aus.
Der eine denkt sich: „Ich bin noch rüdrig,“
Der andre: „Nichts vom Alter spür' ich,“ —
Und also trennen sie sich am Ende
Und schütteln sich selbstzufrieden die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Unser modernes Konzertpublikum.

Son

A. Schoebel.

Berlin ist die Musikstadt par excellence. Ganze Spalten der Tagesblätter sind angefüllt mit den Ankündigungen der in Aussicht stehenden Konzerte. „Unter dem Strich“ macht sich eine tolle Reklame für Virtuosen aller Art, für land- und weltfahrende Sänger und Sängerinnen breit.

Zu welchem Zweck die Marktjohreierei? Die pikanten Anreize enthaltenden Mitteilungen aus dem Privatleben der Künstler und Künstlerinnen? Sie sollen ein Publikum in die Konzertsäle locken, sie sollen wieder und wieder, unter jeder erlaubten Epithete irgend einen Namen zwischen die Menge schleudern, so lange bis er den Ohren ein bekannter Klang geworden ist und sich ins Gedächtnis eingebürgert hat, als die Bezeichnung für einen Begriff, der Erwähnung, häufige Erwähnung verdient.

Ist die Kunst zu einem Handwerk herabgesunken, dem es Notwendigkeit ist, seine Hervorbringungen in eitlem und nicht immer ganz ehrlicher Weise anzupreisen? Bedarf sie einer eifrig gerührten Trommel, um die Blicke auf sich zu lenken? Einer Läuttrumpete, die ein vornehmes Ohr nur taub machen kann für das, was diese Trompetenstöße ankündigen? Sind die Künstler Gaukler geworden, denen ein blasender Herold voranzieht wie fahrendem Volk?

Wären es die Namen der Virtuosen und Sänger allein, ein Hinweis auf ihre Leistungen, ein kritisches Betrachten derselben, so könnte man diese Art von Reklame gelten lassen. Aber ganz andere Dinge werden berührt, wenn es gilt, einen Namen à tout prix durch Zeitungsnotizen berühmt zu machen; Dinge, die absolut nichts mit der Kunst zu schaffen haben, Dinge, die auf die geistige Immoralität eines gewissen Teils des Publikums spekulieren.

Das Sensationsbedürfnis soll geweckt, eine müßige Neugier erregt werden. Das Publikum wird dadurch zu der fatalen Gewohnheit verleitet, ein Kunstwerk, eine Kunstleistung, nicht mehr objektiv zu beurteilen, sondern sich von der Persönlichkeit des Künstlers beeinflussen zu lassen.

Ist die zufällige Kenntnis der privaten Verhältnisse eines Künstlers, seiner vielleicht recht pikanten Erlebnisse, ein Grund, ihn bei seinen Schöpfungen aufzuzucken?

Ein Kunstwerk, eine Kunstleistung, gleichviel ob für die Ewigkeit oder den Moment geschaffen, darf wohl den Anspruch erheben, als Ding an sich, gesondert von der Art der Lebensführung seines Schöpfers, betrachtet zu werden.

Geschmackvoll ist die in unserer Zeit beliebte Weise, einem Künstler ein Publikum zu schaffen, indem man wieder und wieder auf sein Privatleben hinweist, sicher nicht. Ebenso verwerflich ist jene Reklame, welche sich darin gefällt, wirkliche Genies durch Gegenüberstellung oder Vergleichung mit großen Toten zu heben. Eine Beleidigung für den echten Künstler, der eigene, niebetretene Wege wandelt, und zumeist kaum eine Ahnung davon hat, in welcher Art findige Reporter und gewiegte Agenten für die Ausbreitung seines Ruhmes, für die Vergrößerung seines Publikums sorgen.

Das Überhandnehmen der Reklame gerade in musikalischen Kreisen weist darauf hin, daß diese Reklame nötig geworden ist, nötig geworden aus verschiedenen Gründen.

Der Musiktummel, der nach den ersten Tagen von Baireuth die höheren und mittleren Gesellschaftsklassen ergriff, erzeugte eine ganze Reihe von halt- und marklosen Scheinkünstlern, die Erregung, Begeisterung, Anempfinden, ein kleines Talent für schöpferisches, befehlendes Genie hielten, den Funken für die Flamme nahmen und ihm fleißig Öl zutrug, wodurch sie zwar ein kurzes Aufblühen, aber durchaus nicht die erwartete blendende Wirkung erzielten, zudem da den musika-

lischen Tausch und Taumel die unausbleibliche Erschlaffung gefolgt war und der Enthusiasmus für die Tonkunst zu einer gesellschaftlichen Lüge — allerdings von gefährlichen Dimensionen — herabgesunken war.

Dauerndes, Bleibendes konnten diese „schwankenden Gestalten“ der Kunstwelt nicht erreichen, so griffen sie nach allen Mitteln, von sich reden zu machen, sie stießen in das Reklamehorn, machten einen weithin hallenden Lärm von ihrer Person und nebenher auch von ihrer Kunst.

Man ließ der Musik nicht die koordinierte Stellung neben den anderen Künsten.

Die Musik sollte plötzlich Gemeingut sein, ein jeder sollte sie, oder mindestens tiefes Verständnis für sie, besitzen; ein jeder sollte ihr opfern, Zeit, Geld, Begeisterung, auch der, der weder Zeit noch Geld, am wenigsten aber Begeisterung besaß. So wurde die Musik Mode; sie zu pflegen, von ihr zu sprechen, guter Ton.

Das sogenannte Künstlertum griff um sich und zog die weitesten Kreise in Mitleidenschaft. Die musikalische Kunst wurde als ein „Beruf“ erwählt, nicht die innere „Verfassung“ dazu abgewartet. Die Eitelkeit, sich gefeiert zu sehen, die Aussicht auf ein freies Leben voller Abenteuer lockte manch einen gewaltig. Er entdeckte sich selber als Stern, er wurde Künstler, gestützt auf ein kleines Talentchen, auf ein flottes Temperament; er wurde Künstler, wie er sonst vielleicht Beamter oder Offizier geworden wäre. Die Läuttrumpete war ja da und leicht zu handhaben. Die Prophezeiungen künftigen Ruhmes mußten für den Ruhm selber gelten. Der Künstler war erschaffen, nicht von Gottes, sondern von eigenen Gnaden.

Die Weihrauchwirbel von Baireuth und Weimar haben manchen Kopf verwirrt, viel Unklarheit verschuldet. Die Wurzel des tollen Reklameschwindels ist in jenen zwei kleinen Heiligtümern der Musik zu suchen. Dort hat sie die gefährliche Giftpflanze emporgetrieben, die ihren Samen in alle Windrichtungen verstreute.

Eine Flut von Virtuosen ergoß sich seit jener Zeit über die civilisierte Welt. Virtuosen, die durch, fast möchte man sagen, mehr als vierundzwanzig stündiges tägliches Uben sich den Besitz jener durch Paganini und Liszt in die Welt gebrachten stupenden Technik „erarbeitet“ hatten, ohne den besüßelten Geist jener Männer auch nur zu ahnen.

Diese „Kleinen“ machten Schule. Es gelang ihnen, die große Menge durch die phänomenalen Leistungen ihrer Finger zu verblüffen. Gleich einer ansteckenden Krankheit griff die Sucht, Klavier und Geige zu spielen, um sich. Musikalische Hochschulen sproßten wie die Pilze nach einer feuchten Nacht. Findige Köpfe machten sich daran, das Virtuosenstum auch auf anderen Instrumenten als Klavier und Geige auszubilden, so daß wir kaum noch ein Töne von sich gebendes Holz oder Metall besitzen, das nicht seinen konzertgewandten Spieler gefunden hätte. Die Vokalmusik wollte hinter der Instrumentalmusik nicht zurückbleiben, und so nahm auch die Ausübung der Gesangskunst eine krankhafte Ausdehnung an.

Die Konzerte häuften sich. Die Stelle, an der man selten, in lange währenden Zwischenräumen verehrt hatte, wurde allabendlich zu einer Stätte lärmenden, hohlen Triumphs, gemachter Beifallsbezeugungen. Das Publikum, früher eine Gemeinde andächtiger, musikverständiger Zuhörer, geriet in Dekadenz. Es wurde daraus eine bunte Menge, zusammengewürfelt aus den heterogensten Elementen.

Die Schuld an diesem Wandel tragen jene Halbkünstler, jene Scheingenies aus der Zeit des Musikwahnsinns. Ihnen mag das Publikum, das sie sich nicht herangebildet, sondern mit Anwendung aller Mittel herangezogen haben, willkommen sein — vorausgesetzt es ist „ein zahlreiches;“ aber den Edlen, Großen, Unsterblichen, den wenigen, denen die Kunst eine Göttin geblieben ist, denen hat dieses Publikum unendlich geschadet.

Schon allein die Zahl jener „Künstler“ und „Künstlerinnen“ machte ihren Wert verdächtig. Sollte das Jahrhun-

dert des Dampfes, der Elektrizität so bevorzugt sein, daß es neben phänomenalen Leistungen auf dem Gebiete der Arbeit, der Wissenschaft, auch in der Kunst einen Aufschwung hervorzubringen berufen ist? Daß es die Kraft hat, Künstler zu erzeugen, wie Maschinen?

Ein großer Mann erzieht der Kunst nur selten. So war es zu allen Zeiten und so wird es bleiben. Kein Fleiß, keine Arbeit, keine Sehnacht weckt den Himmelsfunken des Genies dort, wo ihn die Natur versagte. Und keine Reklame, so geschickt und fein sie sei, schafft Nachruhm für einen Unberechtigten. Sie kann ein Stücklein „Berühmtheit“ zweifelhaftester Art antizipieren, nichts weiter. Das Echte, Wahre, Große hinwegzuweisen kann ihrer Hilfe entraten. Vergangene Zeiten lehren uns das. Sie kannten nicht die modernen Hilfsmittel der „Anpreisungskunst“, die Zeitung, die Annonce, die Feuilletonnotiz, das Plakat, und dennoch wußten sie in edelster Weise ihre großen Söhne zu feiern und deren Werke zu schätzen.

Für den Künstler war der Weg zum Ziele schwer. Darum wurde er selten betreten und nur von solchen, die die Kraft zum Ringen, zum Kämpfen besaßen. Heute führen so viel gefällige Nebenpfade in die Nähe des Ziels, daß sich mancher verlockt fühlt, einen Gang zu wagen, der ihm geringe Beschwerde bringt. Denn die Reklame leitet und führt über Hindernisse hinweg, sie unterstützt Schwächen mit hundert gefälligen Händen.

An dem Konzertabend eines besonders geschickten „Machers“, der neben seinem kleinen Talent sich vielleicht durch eine pikante Schwermut oder auch durch anziehende Gassenjungenmanieren auszeichnet, könnte man nach den Beifallsjahren, den Ovationen, den Lorbeerpenden, sich zu der Annahme verleiten lassen, daß man einen gottbegnadeten Künstler vor sich habe, wenn nicht — die musikalischen Leistungen wären.

Ein Haschen nach Scheinerfolg, ein ängstliches Suchen und Tasten, ein kümmerliches Dahinrutschen von Jahr zu Jahr, das ist der Fluch ihres hohlen Seins. Damit mögen sie fertig werden. Aber daß sie degenerierend auf ganze Geschlechter gewirkt, daß sie aufblühender Jugend unwiderbringliche Stunden geraubt, diese Jugend im Kraft und wahre Begeisterung betrogen haben, indem sie die Musikheute in die Welt setzten, den Musikzwang, das sei ihnen nicht verziehen. Und nicht verziehen sei ihnen, daß sie die Geister großer Lebender und Toter in fragwürdigster Gestalt vor einer Menge citierten, die zu zwei Dritteln aus Ignoranten besteht.

Betrachten wir sie näher, jene Schar, die allabendlich die vornehmeren Konzertsäle füllt. Vor allem können wir eine Zweiteilung vornehmen. Wir finden Menschen, die berechtigt sind, sich einer Kunst, in diesem Falle speziell der Musik, zu nähern, und solche, denen man dieses Recht absprechen muß: Hörer und Statisten. Beschäftigen wir uns vorerst mit der letzteren Kategorie, um über das wenig Erfreuliche hinwegzukommen. Untersuchen wir genauer die Gründe, die den größeren Teil des Publikums in die Konzertsäle leiten.

Da wirkt vor allem die Mode, das Gesetz der Gesellschaft. Eine Unmöglichkeit, den und den, die und die, nicht gehört zu haben! Man könnte nicht „mitsprechen“ im nächsten schöngeistigen Zirkel, man könnte sich eine Blöße geben, hätte man diese oder jene Pöcse nicht von H. oder J. vortragen hören — kurz, es wäre ein gesellschaftliches Verbrechen, gewisse Konzerte nicht besucht zu haben. Ist der Bruchteil des Publikums, der diesen hohen geistigen Standpunkt einnimmt, weiblichen Geschlechts, so tritt noch ein anderes wichtiges „Leitmotiv“ hinzu — die Toilette. Ein extravagantes Kleidungsstück, ein hochmoderner Kopfpug — wie gut präsentieren sie sich z. B. von den Podium- oder Estradepätzen der Singakademie!

Ein anderer Teil der „Statisten“ sucht nichts mehr und nichts weniger in dem Besuch eines Konzerts als eine gesellschaftliche Zerstreuung, eine Vorbereitung auf ein Souper, einen Kout, einen Ball — die elegante Ausfüllung von ein paar leeren Stunden in einem leeren Dasein. Diese Art von Menschen gehen ins Konzert, wie sie in einen Schönthau, einen

Mosier gehen. Es ist nur ein Unterschied: wenn sie dort lachen, so gähnen sie hier. Aber sie treffen Welt — sie finden Gelegenheit zu medifizieren, zu fokettieren — warum sollten sie zu Haus bleiben?

Diesen „Konzertbesuchern“ reihen sich würdig an die sogenannten „offiziellen Persönlichkeiten“ — Leute von kleinem Verdienst und großer Redegewandtheit, bekante Beaus und Beautés; typische Erscheinungen, denen es gelungen ist, durch unentwegtes Auftauchen bei allen möglichen öffentlichen Gelegenheiten und Schaustellungen sich bemerkbar zu machen, die es erreicht haben, daß bei allen Festberichten in den großen Zeitungen ihr Name in ganzer Pracht oder nur in den Initialen prangt. Diese bilden den dekorativ wirkenden Teil des Publikums, der durch großartige Allüren zu imponieren sucht, ein tiefes musikalisches Verständnis heuchelt und womöglich durch seine Nuancen im Benehmen den staunenden Umherstehenden bemerklich zu machen sucht, daß er mit „dem“ oder „der da oben“ intim sei.

Diesen scheinheiligen Hörern schließt sich eine Gruppe von „Überflüssigen“ an, die den Humor im Konzertsaal vertritt: die Schar der Freibeuter. Gestalten, zumeist aus den mittleren und unteren Klassen, die auf irgend eine Weise in den Besitz von Freibillets gelangt sind, die sie nicht „liegen lassen“ möchten. Schon ihre äußere Erscheinung ist in den meisten Fällen dazu angethan, den Stolz eines Oberländer herauszufordern — noch komischer aber wirkt ihr halb ängstliches, halb wichtiges Gebaren in der nicht gewohnten Umgebung. Sie fühlen die Verpflichtung, ihrer Nachbarhaft anzuzeigen, daß sie „etwas von der Sache verstehen“, indem sie während der musikalischen Vorträge mit Kopf, Hand oder Fuß irgend einen falschen Rhythmus markieren, die Augen verzückt nach allen Weltgegenden hinrollen, halb erstorbene „reizend“, „himmlisch“, „großartig“, „es klingt so bekannt“ flüstern, und zum Schluß in eine Begeisterung geraten, wie sie eben nur ein Freibillet erzeugt. Wenn nun gar „mein Emil“ oder „mein Lieschen“ das eine oder andere der vorgetragenen Stücke gespielt oder gesungen und es so dem Verständnis der konzertbesuchenden Angehörigen nähergerückt hat, so kennt der tobende Beifallsjubel keine Grenze. Bei Oktavenketten oder dem Übergreifen der Hände eines vortragenden Virtuosen schauen sich diese „Kemer“ verständnisinnig an, „ja der kann's!“ Der Triller beim Gesang erscheint ihnen als der höchste Triumph der Kunst. Orchesterstücke nehmen sie als unwillkommenes Füllsel hin. Der Zauber des Zusammenwirkens der Instrumente bleibt an ihnen machtlos. Der phantastische Essenspuff eines Weberischen Oberon verklingt an ihrem Ohr vorüber ins Nichts; die schredenden Harmonien eines Wagnerischen Tristan schaffen ihnen Unbehagen; eines Beethovens erhabene Worte verhalten ihnen. Mit Mühe cachieren sie ihr Gähnen, heucheln ein Interesse, das sie höchstens dem Solisten, der Solistin entgegenbringen, und das sie, selbst diesen Gefeierten gegenüber nicht verhindert, unvermutet Fragen zu thun, die durch ihr Nichtzurückgehören geradezu verblüffen. Man muß annehmen, daß sie trotz eines nüchternen Äußeren über eine starke geistige Flugkraft verfügen, die es ihnen ermöglicht, sich aus dem träumerischen Helldunkel eines Schumann-Quartetts plötzlich in den mit kräftigem Wohlthum gefüllten Raum ihrer Küche zu versetzen. „Der ganze Frühling“, den ein Rubinstein-Lied um sie her erschafft, hält sie nicht ab, der wohlgeschwungenen Linien eines neuen Kleides zu gedenken. Mancher Philister mit gefalteten Händen stöhnt wohl auch weltvergessen auf, wenn gar zu schwebende Harmonieen sein an den Lärm und das Toben des „politischen“ Stannitischen gewöhntes Ohr umschmeicheln. Ganze Humoresken kann man erleben, wenn man diese nichtzahlenden Musikenthusiasten beobachtet und belauscht. Besonders belustigend wirkt auch ihre Anstrengung, sich in den Unterabteilungen der Programmnummern zurechtzufinden, oder den richtigen Schluß eines Stückes zu erkennen. Gewöhnlich bricht ihr Beifall schon bei einem ppp. hervor, oder bei einem Accord, der noch nach Auflösung verlangt.

Dieser Teil des Publikums sollte alle vornehm auftretenden Veranstaltungen meiden. Er gehört in die ehestiftenden populären Konzerte des Konzerthauses, der Philharmonie, und wird auch dort gewißlich seine Rechnung finden, trotz der Aufwendung von ein paar Pfennigen. Bierdunst und Tabakgeruch sind seine Atmosphäre.

Die letzte Gruppe der „Überflüssigen“ im Konzertsaal bildet die käufliche Kritik, jene Vereinigung irgendwie verunglückter Skribenten, die um schnöden Lohn es versuchen, die öffentliche Meinung zu fälschen, Lüge in Wahrheit, Wahrheit in Lüge zu verkehren. Sind die weiter oben erwähnten unberechtigten Konzertbesucher im Grunde harmloser Art, Eitel und Ignoranten, so bedeutet die bestechliche Kritik ein gefährliches Element, ein Element, das schwer auszurotten ist. Beklagenswert ist es, daß sie durch ihr schamloses Treiben einen ganzen ehrenwerten Stand beschimpfen.

Fragen wir uns nun, ob es wirklich einzig und allein die Neklamesucht in der musikalischen Welt ist, die diese „Unberechtigten“ in den Konzertsaal gezogen hat, so müssen wir konstatieren, daß hier noch ein anderes mitspricht: die falsche Scham eines großen Teils sonst ganz vernünftiger Menschen. Es ist eine betrübliche und kaum zu erklärende Erscheinung, daß der Mut zur Wahrheit in musikalischen Dingen außerordentlich selten zu finden ist. Mit größtem Freimut hört man sogenannten „Kreischen“ angehörende Menschen bekennen, daß sie die Gesetze, welche in der Baukunst maßgebend sind, nicht kennen und absolut ohne Interesse für die Verhältnisse der Peterskirche u. sind. Ohne Scheu gestehen sie, daß ihnen die Plastik mit ihren Voraussetzungen, die Kunst des Punktierens u. vollkommen gleichgültig sei. Der ihnen schon etwas näher stehenden Malkunst huldigen sie dadurch, daß sie ein- bis zweimal durch die große Jahres-Ausstellung laufen — ohne von edlen Werken der Bildnerei oder Baukunst nähere Notiz zu nehmen — und indem sie hin und wieder ein stüchziges Ergötzen an den Auslagen der Kunsthandlungen suchen. Es beschämt sie keineswegs, Goethe nur von der Bühne herab oder in seiner Lyrik zu kennen — die Dichterheroen fremder Völker allenfalls nach den Namen ihrer bekanntesten Werke. Diese selben Menschen aber würden es als einen gesellschaftlichen Verstoß betrachten, nicht 8—10 Konzerte in der Saison zu besuchen. Sie würden eine erziehlische Vernachlässigung darin sehen, wenn sie ihre Sproßlinge, sobald dieselben das schulpflichtige Alter erreicht haben, nicht zur musikalischen Markter verdammten.

Wer hat eigentlich das unsinnige Gesetz aufgestellt, daß es zu einer vollendeten Erziehung gehöre, irgend ein salonsfähiges Instrument — also auch das edelste, die Stimme — dilettantisch zu mißhandeln? Wem wird es einfallen, absolut talentlose Kinder zu zwingen, einer anderen Kunst als der Musik täglich wertvolle Stunden zu opfern? Und dennoch wäre das nicht halb so grausam; denn die Beschäftigung mit der Tonkunst ist eine stark nervenreizende für den Ausübenden und den Zuhörer — den häufig unwilligen Zuhörer, der in Verzweiflung gebracht wird durch die Katzenmusik, die entsteht, wenn in einem Hause auf verschiedenen Instrumenten zugleich „geübt“ wird.

Wenn die Musikfeuche nicht bereits zu so gefährlichen Dimensionen gelangt wäre, so hätten wir auch ein edleres und verständnisvolleres Publikum. Weshalb bekennet ein Mensch ohne feineren Musiksinne nicht offen, daß er lieber von einer Drehorgel einen lustigen Tanz aufspielen hört, als daß er ein Joachim-Quartett besucht? Warum erliegt er Enthusiasmus für die 9. Sinfonie, ohne doch das geringste Verständnis für die Kunstform, in der sie geschrieben wurde, zu besitzen — von dem Begreifen des geistigen Gehalts ganz zu schweigen?

Die vornehme Kunst im Konzertsaal hat eine Mission: sie soll erheben, läutern, veredeln! Darum fort mit der Lüge, der falschen Scham ihr gegenüber, fort mit aller Musikfeuchelei aus den wahren Tempeln der Kunst.

Und fort mit jenen Scheinkünstlern, die die prunkende

musikalische Lüge in die Welt gesetzt haben und die ihr den Thron höher und höher bauen. Kräftige Stöße gegen diesen morschen Thron, daß er endlich stürze und an seiner Stelle der Wahrheit der einfache Sitz errichtet werde.

Es ist hohe Zeit, daß hier ein Wandel geschaffen werde. Es ist hohe Zeit, daß die Musik „unmodern“ werde, um zu ihrer Würde zurückzukehren. Dies kann und wird aber nur geschehen, wenn energische Schritte gethan werden, um die Musikfeuche auszurotten, wenn das „moderne Konzertpublikum“ decimiert wird.

Gewiß giebt es Männer unter den Künstlern, die stolz und einsam genug sind, um wohlfeilen Neklameruhms entraten zu können und nur das erstreben, was dauernd, echt und wahrhaft künstlerisch ist. Sie sollten sich vereinigen, um endlich einmal den Mißbrauch, der mit den Freibillets getrieben wird, abzuschaffen und die hohen Preise der Plätze zu ernähigen.

Sobald der Besuch eines Konzerts nicht mehr ein elegantes, teures und — modernes Vergnügen für die bevorzugten Gesellschaftsklassen, oder ein ganz freies Zudrängen von Ignoranten sein wird, werden wir es erleben, daß sich die Spreu vom Weizen sondert.

Der letzte Dahn.

Son
F. M.

Es ist noch kaum zehn Jahre her, da war der Weihnachtsmarkt des poesieliebenden deutschen Volkes, also der Primaner und der höheren Töchter, ziemlich überall beherrscht von Julius Wolff, Georg Ebers und Felix Dahn; und in angesehenen Zeitschriften, welche ein modernes Zeitbewußtsein zu besitzen meinten, konnte man allen Ernstes die Vereinigung von Wissen und Poesie preisen hören, welche in den Sagenverfämmelungen des einen, in der Nähnammell-ägyptologie des zweiten und in den altdutschen Romanen des dritten gefunden wurde. Die Zeiten haben sich ein wenig geändert. Auf dem Weihnachtsmarkt sind schlechtere und bessere Nebenbuhler aufgetreten, und die Kritik, soweit sie von modernen Männern geliebt wird, bewundert die Bugenscheiben nicht mehr im Hause des Romanschreibers und ist vollends über den Tyrifer, der sich zwei Bugenscheiben als Brillengläser auf die Nase gesetzt hat, zur Tagesordnung übergegangen.

Von den genannten Modedichtern war Felix Dahn von jeher derjenige, dessen eiliges Kunsthandwerk zumeist verdrießen mußte, weil sein Geist und seine Sprachbeherrschung ihm höhere Aufgaben zu stellen schien. Ihm sind auch zu Anfang seines Schaffens einzelne Werke gelungen, welche wie Gustav Freytags „Ahnen“ die beliebte Form des historischen Romans mit guter Kulturgeschichte füllten und manches Körnlein echter Poesie hinzuthat. Dann aber schrieb er in rascher Folge seine sechs kleinen Romane aus der Völkerwanderung und es hörte am Ende auf kritische Pflicht zu sein, jede neue Erzählung von Dahn zu lesen.

Sein neuestes Werk aber führt den Titel „Welt-Untergang“* und konnte die Neugier aufs neue wecken. Dahn hat damit das Zeitalter der Völkerwanderung, nachdem sein Pegasus es bis auf den letzten Halm abgegrast hatte, nach den Gesetzen anderer Wanderungen verlassen und man durfte hoffen, daß eine fettere Weide besagten Pegasus wieder auffüttern würde. Auch war Felix Dahn schon in solchen Stoffen glücklich gewesen, die durch starken philosophischen Ideengehalt einen unbedeutenderen Dichter hätten scheitern lassen. Die Thatsache, daß zu gewissen Zeiten ganze Völker das Ende der Welt für

* Welt-Untergang. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 n. Chr. von Felix Dahn. Fünfte Auflage. Leipzig. (Verlag von Breitkopf u. Härtel, 1890.)

eine bestimmte Stunde erwarteten, und daß die Welt über diese Stunde hinweg mit ihrer ungeheuren Gleichgültigkeit weiterging, kann nur einen überlegenen Kopf zur Darstellung reizen. Paul Heyse hat in seinem gleichnamigen Volksschauspiel das Ende des dreißigjährigen Krieges als Zeit der Handlung gewählt und dadurch dem ewigen Stoffe soviel Gegenwärtigkeit gegeben, daß die Ironie und die Moral des Ganzen auf uns Zeitgenossen gemünzt erscheinen konnte.

„Wenn nun so fortan
Ein jeder wandelte die Erdenbahn,
Als ob die nächste Nacht die letzte wär!“

Es soll dem Historiker Dahn nicht verdacht werden, wenn er den Versuch machte, ohne eigentlichen Humor das Grauen des furchtbaren Aberglaubens in seiner klassischen Zeit zu malen, im Jahre 1000 nach Christi Geburt. Dahn hat die ersten Bausteine zu seinem Werke übrigens so geschickt zusammengestellt, daß er anfangs selbst den Glauben an ein Gelingen haben durfte; und in einer kurzen Wiedergabe der Katastrophe kann es fast scheinen, als ob dieser „Welt-Untergang“ was Rechtes wäre.

Von einem italienischen Pfaffen, der nebenbei der Sohn des besiegten Königs von Italien ist, wird eine Rote wendischer Krieger gegen die Bischofsstadt Würzburg gehegt. In der Nacht nach der Sonnenwende des Jahres 1000 stürmt der Feind auf der Heerstraße heran. In derselben Nacht erwarten die Bürger mit ihrem kriegerischen Bischof im Dome das Nahen des Antichrist und den Untergang der Welt. Und für dieselbe Nacht hat der alte heidnische Wolfsjäger und Schafhirt die Götterdämmerung prophezeit, bei welcher er lebendigen Leibes neben Wotan gegen Loges Heer zu kämpfen gedenkt. Es bleibt rätselhaft, warum sein Zauberspiegel ihm Ort und Stunde des Ueberfalls so genau verrät. Genug, die Wendener werden aufs Haupt geschlagen und das Deutsche Reich ist gerettet, wie so oft in den Romanen von Felix Dahn und glücklicherweise auch in der Geschichte. Diese Wendenschlacht ist gut erzählt; auch das Gedicht von der Götterdämmerung, welches der Gemeindegärtner mit Benutzung älterer Quellen vorträgt, ist hübsch und ebenso die Geschichte, wie des Bischofs wilder Abgesandter in Rom zum Glauben an den Weltuntergang gebracht wird. Aber drei gute Stücke genügen höchstens für eine Predigt, gewiß aber nicht für einen weit ausgezogenen Roman. Den Historiker Dahn trifft der Vorwurf, daß er sich die Sache leicht gemacht hat wie ein schlechter Romanschreiber. Als er auf sein Buch die Überschrift „Welt-Untergang“ setzte, da weckte er in jedem besseren Leser die Hoffnung, daß die schreckliche Angst jenes Jahres in der Stimmung des Romans wiederklängen werde. Davon ist aber gar nicht die Rede. Mit einigen Scherzen hilft der Professor sich über die Schwierigkeit hinweg und mußte doch wissen, daß das seine Hauptaufgabe war.

Bleibt uns so der Historiker das Beste schuldig, so kann der eigentliche Roman wirklich nicht ernsthaft beurteilt werden. Ich habe es aufgegeben zu zählen, wie viele Liebespaare am Ende glücklich um den Bischof umherstehen. Außer den Junkern und Fußknechten, welche ihre Bräute nach mannigfachen Fährlichkeiten heimführen dürfen, ist da noch ein junger Dogenprinz aus Venedig, der seine Verlobung mit dem Gänsemädchen von Würzburg in Aussicht stellt, und auch der alte Bischof geht nicht ganz leer aus. Jede Tageszeitung könnte froh sein, wenn Felix Dahn in ihren Spalten alle seine Verlobungsanzeigen abdrucken lassen wollte.

Noch weniger ernsthaft ist die Güte zu nehmen, mit welcher der Dichter seine Helden alleamt lebendig aus der Schlacht heimführt. Die beiden Bösewichter zwar müssen sterben, und auch der Wolfsjäger und Schafhirt fällt auf dem Felde der Ehre, damit er geheimnisvoll zu dem Gefolge des wilden Jägers entrückt werden kann. Alle braven Menschen aber werden gerettet. Ich sah jüngst im Berliner „Parodie-Theater“ den „Fall Clémenceau;“ da wurden zum Schluß in weniger als einer halben Minute sechs Menschen auf ver-

schiedene Arten umgebracht. Felix Dahn macht es umgekehrt; auf wenigen Seiten heilt er alle die Helden, die auf dem Schlachtfelde zusammengehauen und mit vergifteten Messern gestochen worden sind. Man begreift, daß einem so zählbaren Geschlechte ein bißchen Weltuntergang nichts anhaben konnte.

Kleine Kritik.

Skandinavische Bücher.

Anne-Charlotte Leffler: Aus dem Leben.

Es ist eine beachtenswerte historische Thatsache, daß die Damen sich immer heimlich auf dem schwedischen Parnas gefühlt haben. Zur Zeit, als die schwedische Schönlitteratur noch ein Kind in der Wiege war, wurden die Pflichten der Amme von Frau Nordenflycht ausgeübt; eine leidenschaftliche Persönlichkeit mit einem bewegten, kummervollen Leben, ein ursprüngliches Gemüt steht sie noch als eine deutliche Gestalt im Lichte ihrer echten, warmen, volltönenden Gedichte in der Galerie unserer Litteratur da. Frau Levingren, deren Haus der strahlende Mittelpunkt des litterarischen Stockholms in der gustavianischen Periode war, ist eine klassische Dichterin, deren kleine stachlige Satiren in ansprechenden Versen noch heutzutage in allen Schichten der schwedischen Nation gelesen werden. Die Romane der Damen Bremer und Ahlgren-Carlén haben bekanntlich die Kunde um die Welt gemacht. Frau Anne-Charlotte Leffler (früher Edgren) ist gegenwärtig die Erbin dieser Traditionen.

Diese Dame repräsentiert die moderne Frauenemancipationsbewegung in der skandinavischen Litteratur. Sie ist eine Nora, die von wegen Hellmers Gebrechlichkeit und von Indignations Gnaden Schriftstellerin geworden. Die Frauenlitteratur, die im Norden aus Lebens „Ein Puppenheim“ (Nora) hervorgewachsen, hat besonders in Schweden — wo augenblicklich eine fromme Königin zusammen mit einem pietistischen Poeten den Ton angiebt — einen geeigneten Erdboden für ihre Schwannennatur gefunden. Unter den schriftstellernden Damen, deren Zahl Legion ist, steht Frau Edgren-Leffler als die erste und beste, als die einzige wirklich echte, künstlerische Kraft da.

Sie ist nur Verstand, ein kalter, harter Verstand. Gefühl besitzt sie nicht viel in dem ursprünglichen, natürlichen Fond ihrer Seele, artistische Disposition noch weniger, Phantasie absolut keine. Sie wurde Dichterin bloß auf ihre Erfahrungen als weibliches Mitglied der höheren Gesellschaft Stockholms hin, und auf Grund der gläubenden, bitteren, herben Indignation, die aus ihnen hervorquoll. Ihre ersten Erzeugnisse empfangen Leben unter dem Hauch dieses Geistes; aber bald kam die Zeit, da sie geschwollen waren vom Wind leerer Phrasen. Man hat sich in Schweden noch nicht von seinem Ersttauen erholen können, wie plötzlich sie in ihrem Wachstum stehen blieb. Sie wurde auf einmal steril, ihre Erzählungen wurden schematisch, ihre Dramen melodramatisch; sie trübte bengalische Beleuchtung und Gemeinplatz-Weisheit auf; ihr Geist enthüllte sich als das leichte Wasser, das es war.

Ihre letzte Novellenammlung ist für sie als Schriftstellerin typisch im Guten und Schlimmen: sie offenbart ihre Individualität, ihre Entwicklung und ihr Schicksal. In ihr legt sich der Blick einer skandinavischen, intelligenten, felsenstarken, erfahrenen Frau aufs Leben dar. Sobald die Konflikte verallgemeinert und das Leben theoretisiert wird, stößt man auf Flachheit — auf einen engen Geist, der simplifiziert, indem er die ganze Mannigfaltigkeit, den ganzen Reichtum an Widersprüchen, den die Welt enthält und den er selbst nicht umspannen kann, unbeachtet läßt. Aber wo, wie in der kleinen Skizze „Tante Malwine,“ ein einzelner Fall ohne Retouchierung dargestellt wird, da genießt man die Anrichtung wie ein Stück ungefärbtes Leben; die Verfasserin hat den Blick einer Frau für die vielen lebendigen und charakteristischen Einzelheiten. Von Frau Lefflers ursprünglichem Problem: die Stellung der Frau zum Manne in moralischer, sozialer und ökonomischer Hinsicht, ist im Vordergrunde ihres neuesten Stücks nichts zu finden. In ihrer frühesten Produktion hat sich Frau Leffler mit Vorliebe mit verführten Mädchen aus dem Proletariat, untreuen Ehemännern aus der Crème der Gesellschaft und emanzipiert indignierten geschlechtlichen Neutren-

aus dem schwedischen Dichtertum beschäftigt: in ihren späteren Erzählungen vollt sie blasse Gedanken-Novellen über alten vernünftigen Themen auf, wie z. B.: Kunst und Leben, Künstler und Mensch, der Lebensdurst der Jugend und die Resignation des Alters, altruistische Utopien und die unbeugsame Wirklichkeit.

Gustav von Geijerstam: Arme Leute.

Herr Geijerstam erzählt in diesen kleinen Novellen von sehr verschiedenen Dingen: wie es zugeht, wenn ein altes Bauernweib in den Stockholmer Scheren stirbt, und wie ein schwedischer Maler in Paris drei Tage lang hungert, wie ein armer Junge ein reicher Mann werden, und wie ein junger Mann, dem der liebe Gott nur ein Auge gegeben, doch mit bescheidenen Forderungen und großen Anstrengungen sich das Mädchen ergattern kann, das er haben will. Das alles erzählt der Verfasser zuverlässig und gewissenhaft; aber ist ihm das gelungen, so ist er auch sichtlich überzeugt, daß er seine Schuldigkeit gethan. Die Leser, die anderes und mehr von einem Buch erwarten, etwa einen durch dasselbe gehenden Gedanken, oder Stimmung, eine Lebensanschauung, die das Ganze durchdringt, einen Erzählungsston, der das Ungleichartige zusammen bindet, das eigenständige Kolorit einer ausgeprägten Persönlichkeit, den neuen Blick eines überlegenen Geistes auf die Dinge, diese Leser werden sich betrogen fühlen. Aber wer sich für die Mißgeschickte eines einäugigen, heiratslustigen jungen Mannes, oder für das notgedrungene, dreitägige Fasten eines jungen Künstlers interessiert, der kann Ausbeute von Herrn Geijerstams Erzählungen über dergleichen Dinge haben; was besonders das letztgenannte Thema angeht, so kann der fremde Leser mit uneingeschränktem Vertrauen dem Verfasser lauschen, denn zu der betrüblichen Specialität aller nordischen Schriftsteller gehört die Schilderung sämtlicher Phänomene, die mit einem leeren Magen und dito leerem Beutel in Zusammenhang stehen.

Herr Geijerstam ist eins der jungen Talente, die, nachdem die schwedische Litteratur lange brach gelegen, während des letzten Jahrzehnts eine neue Schönlitteratur in ihrer Heimat geschaffen haben. Er schlug leicht und früh durch, aber er erreichte — ebenso wie Frau Edgren-Lessler — rasch die Lebensphase, in der es keine Möglichkeit für weitere Entwicklung mehr gab, und in der er nichts mehr zu bieten hatte. Vor sechs, sieben Jahren schrieb er eine kleine Schilderung aus dem Volksleben „Verbrecher“, die nahezu klassisch ist in ihrer brutalen Einfachheit; eine solche künstlerische Höhe hat er später nicht mehr erreicht. Sein umfangreichstes Werk ist ein Beitrag in Romanform zu der ebeno einfüßigen, wie widerlichen Geschlechtsfrage, die während der letztverfloffenen Jahre viele Moralhähne Scandinaviens gegeneinander hegte. Später unterlag er der Neigung, farceartige Lustspiele zu schreiben, die gegenwärtig epidemisch unter der jungen Schriftstellerwelt Scandinaviens grassiert. Seine neueste Novellensammlung bezeichnet keinen Fortschritt über den Höhepunkt hinaus, den er vor sechs Jahren erreichte; aber sie enthält ein paar der besten Sachen, die er geschrieben, auf dem Gebiete, wo für eine künftige Zeit seine Bedeutung liegen wird, der Schilderung des schwedischen Volkslebens. Als Kenner des schwedischen Volks steht Geijerstam hoch, sein eigenes vierschrötiges, unzusammengesetztes Naturell macht es ihm möglich, ganz unmittelbar in das schwerfällige, einfarbige Seelenleben von Fischern und Häuslern einzudringen. Auch in seiner Sprache findet Herr Geijerstam eine Hilfe dafür; seine Prosa ist hart und edig, wie das Seelenleben des unteren Volks, sie kennt das Zittern der feineren Saiten, oder die gedämpften Mittelfarben nicht.

Der schwedische Büchermarkt war zu dieser Weihnacht leer. Die übrigen guten Kräfte des „jungen Schwedens“ haben sich alle still verhalten: For Hedberg z. B., ein grübelnder, düsterer Künstler, B. von Heidenstam, der in guten Gedichten und einem schlechten Roman sich zum Priester der orientalischen Lebensfreude in seiner kalten, mürrißigen Heimat machte, Oskar Levertz schließlich, der in seiner literarischen Produktion sich als nordischer Dekadent mit heftiger Vorliebe für sprachliche und psychische Bizarrerien gerierte, in seinen späteren Jahren sich aber ausschließlich mit literaturhistorischen Foridungen beschäftigt hat.

Ola Hansson.

Die Hygiene des Lebensalters. Von Paul Mantegazza. (Verlag von Heinrich Maß, Königsberg i. Pr.)

Bei einer Analyse der ziemlich populären Arbeiten des Florentinischen Professors wird man an die Schreibweise von drei deutschen Schriftstellern erinnert: doch fehlt ihm im Vergleich zu Feuchtersleben der

idealistische Schwung, der dessen „Diätetik der Seele“ durchwärmte; dem Verfasser von „Kraft und Stoff“ steht er nach in der Kunst der logischen Darstellung, und Klende erhebt sich über seinen italienischen Kollegen durch die konsequente Hervorkehrung des rein praktischen Zieles, hygienische Haushaltungsbücher zu schaffen. Doch hat Mantegazza andererseits etwas von dem eleganten Stil des ersten, von der Belesenheit Büchners und der Gründlichkeit Klendes. So kommt es, daß alle Bücher Mantegazzas in unsern Augen eine unleugbare Oberflächlichkeit mit einer gewissen Lehrhaftigkeit verbinden, und also ihr sicheres Publikum finden. — Viel Neues im Vergleich zu dem, was er und andere früher schrieben, findet sich in vorliegender Arbeit nicht; das lehrreichste Kapitel ist das über die Pflege des Säuglings, und doch wird schwerlich eine Mutter, wenn sie schon sich Rat aus einem Buch erholt, zu diesen Anweisungen greifen; beherzigenswert, weil von immerhin autoritativer Seite kommend, ist die Warnung vor frühzeitiger Belastung des geistigen Vermögens der Kinder; mit vollem Rechte geißelt er auch die in unsern Schulen scheinbar unausrottbare, als Bildungsmittel mehr als zweifelhafte Beschäftigung mit der Grammatik. Solche Goldkörner sind jedoch, genau genommen, unter einer Fülle minderwertigen Materials verstreut, und ungemein zahlreiche, unvermittelt sich folgende Citate geben dem Ganzen eine etwas abstruse Form. Bloße Citate, das wird allzuoft verzeihen, sind keine Argumente und ersetzen nicht Deduktionen, sondern unterstützen nur die eigenen Ausführungen, indem sie die Autorität eines anderen mit in die eigene Wagschale legen.

In.

Aus der vierten Dimension. Briefe des alten Drinkwitz. Mitgeteilt von Hans Merian. (Leipzig, Verlag von Karl Reißner 1890.)

Der Verfasser, welcher bisher mit Vorliebe literarische Sünden leicht satirisch behandelt hat, wendet sich diesmal kräftiger gegen das Unwesen der Spiritisten. Der sogenannte Keisler Spul giebt ihm nicht nur den Anlaß, an welchen er antwortet, sondern auch die handelnden Personen seines kleinen Buches. Die Einleitung verifiziert ganz vorzüglich die abgeschmackte Manier, in welcher die gewerbsmäßigen Medien ihren Lebensunterhalt zu gewinnen suchen; der Einfall, daß die mediumistische Kraft des Schreibers jedesmal an eine bestimmte Menge Bier in seinem Leibe gebunden ist, wirkt sehr lustig und kann nur demjenigen zu buchstüblich erscheinen, der die wirklich blödsinnige Logik der Spiritisten nicht kennt. In den weiterfolgenden Briefen aus dem Jenseits führt der Verfasser wieder unblutige Streiche nach allen Richtungen, trifft aber leider die schlimmsten Opfer nicht so scharf, wie das Wesen der Satire es nun einmal erfordert.

r.

Spaziergänge eines Naturforschers. Von William Marshall. (Leipzig, Verlag des Litterarischen Jahresberichts [Arthur Seemann].)

Das vorliegende Buch gehört zu denjenigen Erzeugnissen der einschlägigen Litteratur, welche wissenschaftliche Gründlichkeit und sachliche Vertiefung mit gemeinverständlicher Darstellung in hervorragender Art zu verbinden wissen. Das Werk ist durchaus für Laien geschrieben, und doch enthält es sowohl in Hinsicht des verarbeiteten Stoffes als der das Ganze durchziehenden Anschauung genug, um zum Beispiel etwa auch dem studierenden Jünger der Naturwissenschaft von großem Nutzen zu sein. In leichtem, vorwiegend heiterem Plauderton führt uns der Verfasser, Professor an der Leipziger Hochschule, durch Wald und Feld, über Berg und Thal und durch den Wechsel der Jahreszeiten, um uns mit leiblichem und geistigem Auge sehen zu lehren. Wir erhalten eine zusammenfassende Darstellung über die Wanderungen der Tiere, die noch so vielerlei Unerklärtes und teilweise Räthselhaftes bieten; über „Allerlei kleines Gesindel“, vorzugsweise aus der Kreiswelt, und dessen Eigentümlichkeiten in Auftreten und Lebensweise; über „Tänzer und Sänger des Lenzes“, unter denen wir nicht nur Vertreter der Vogel-, Frosch- und Zierpenwelt, sondern selbst der Fische finden; über „Besiedelte Baumreiser“ und über „Eternfreunden und Elternsorgen“ in der Reihe der Tiere. Das ist der Frühling. Der Sommer bringt uns Belehrung über „Kinder der Nacht“ und über „Segler der Lüfte“, er führt uns in das Leben „Auf der Bergwiese“ ein und läßt uns Beobachtungen „Nach einem Sommerregen“ anstellen; er belauert mit uns die „Spazier im Weizen“

und zeigt uns die Geheimnisse der Natur „Am salzigen See,“ mit welchem der merkwürdige Salzsee in der Grafschaft Mansfeld, zugleich das größte Binnenwasser des mittleren Deutschlands, gemeint ist. Der Herbst wird, wie es sich gebührt, durch eine Betrachtung des Altweiberommers eingeleitet; er findet uns „Auf der Hühnerjuche“ und lehrt uns das Heer der „Dunkelmänner“ kennen, welche ihr lichtfüchses Dasein in Höhlen und Klüften verbringen und durch die verschiedensten Abstufungen mehr oder weniger weit vorgeschrittener Anpassung einen der stärksten Beweise für Darwins Umwandlung der Arten erbringen. Der Winter zeigt uns „Wie sich's lebt in Eis und Schnee,“ und wie die „Verschlafenen Sorgen“ der Tierwelt bekommen, die es im Winter mit dem einen von Venans drei Zigeunern hält, über dessen Herz „ein Traum ging.“

Der Hauptwert des schönen Werkes besteht in der strengen Durchführung des dem heutigen Naturforscher unabweisbaren Gedankens der ehernen Notwendigkeit im größten wie im kleinsten des ganzen Weltalls, in der steten Beachtung und Betonung des ursächlichen Zusammenhanges aller Erscheinungen. Vorzügliche Beispiele hierfür geben unter anderem das eben erwähnte Kapitel über Winterschlaf und Winterschläfer, und die vergleichende Betrachtung der Flieger unter der Tierwelt mit Bezug auf die Verschiedenartigkeit des Zustandekommens der Flugbegabung auf Grundlage der abweichendsten Organe, die sich im Laufe der Jahrtausende durch zusammenlaufende Entwicklung zu Dienern desselben Zweckes umgebildet haben.

Bei dieser Menge unumwunden anzuerkennender Vorzüge darf es wohl auch ungeheuer ausgesprochen werden, daß der Verfasser in seinem Bestreben, den leichten Plauderton festzuhalten, vielleicht mitunter zu weit geht, und das Bedürfnis des ungelehrten Lesers nach dergleichen überschätzt. So lesen wir am Ende des fünfzehnten Kapitels: „Doch es geht schon stark auf ein Uhr und der Gänsebraten könnte kalt werden, da wollen wir doch lieber machen, daß wir heimkommen. Gejegnete Mahlzeit!“ Derartige Bemerkungen finden sich nicht bloß am Ende der meisten Aufsätze, sondern auch häufig und mit einer gewissen Regelmäßigkeit mitten in die Darstellungen eingestreut und sie unterbrechend. Wer aber, wenn auch nur als Laie, überhaupt genügendes Interesse für die hier behandelten Fragen hat, um ein solches Buch zur Hand zu nehmen, der verzichtet wohl bei der sonst so leicht und angenehm dahinfließenden Darstellung gerne auf derartige Zugaben, und wird dadurch am Ende mehr gestört als erheitert. — Zu bemerken ist übrigens, daß das Werk aufs reichste mit wechselvollen Gedanken- und Stimmungsbildern ausgestattet ist, die von Künstlerhand entworfen sind.

Fritz Reuter-Studien. Von Carl Theodor Gaedert. (Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung, Verlagskonto, 1890.)

Es sind durchweg interessante Dinge, die uns Gaedert über Fritz Reuter in seiner warmen, ansprechenden Weise mitteilt. Besonders willkommen sind uns die vielen Briefe Reuters, die uns hier vorliegen, und die alle den tiefen Ernst und den tiefen Humor Reuters atmen. Vor allem bemerkenswert ist der weitsehende politische Blick, der aus einigen der Briefe hervorgeht. So schreibt er am 15. Juli 1871 an seinen Freund Boll: „Wenn nun auch für die nächste Zeit keine Demagogengebete in Aussicht stehen, so bereiten sich doch so ganz im stillen — auch für Deutschland — zwei sehr bedeutende Kämpfe vor, der eine auf religiösem, der andere auf sozialem Gebiet. Wenn Franz (der Sohn Bolls) nun auch mit dem ersten nicht viel zu schaffen haben mag, so liegt der zweite ihm doch sehr nahe, denn sein Verkehr mit Joh. Jakob, den ich, nebenbei gesagt, für den geistreichsten, ehrlichsten und konsequentesten Sozialisten halte, kann ihn bei seiner Lebendigkeit und eigenen Ehrlichkeit leicht in Bestrebungen verwickeln, die wahrscheinlich noch viel ernstere Verfolgung erleiden werden, als die, denen ich meine verklärte Jugend zurechnen muß.“ — Besonders dankbar müssen wir dem Verfasser sein für die in dem Abschnitt „Fritz Reuter und Annarief Schult“ gegebenen reichlichen Proben aus den reizenden platdeutschen Liedern der Annarief Schult (Frau Buthenow), die in der That vollaus das reiche Lob verdienen, das Reuter und andere ihnen spenden. Auch wir schließen uns dem Wunsche des Verfassers an, daß die noch lebende, außerordentlich talentvolle Dichterin uns bald neue Lieder übergeben möge, und fügen unererzits die Hoffnung hinzu, daß die unter dem Titel:

„En por Blomen ut Annarief Schulten ehren Goren“ 1873 in dritter Auflage erschienenen Gedichte in weiteren Kreisen bekannt werden. Da zu beigetragen zu haben, ist nicht das geringste Verdienst des Gaedert'schen Buches.

Am Waldesrand. Märchen und Träume von Anna Goetze. (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, Verlagskonto 1890.)

Fromme Demut gegenüber Gott und dem männlichen Geschlechte spricht aus dem überaus harmlosen Buche. Warum die Helden der drei „Märchen“ gerade Wasserrosen, Nachtigallen und Bergbäche sein müssen, da sie sich doch ganz menschlich gebärden, ist nicht einzusehen. Oder glaubt die Verfasserin, es sei geschmackvoll, wenn ihr Nachtigallenweibchen sich des Goethe'schen Wortes erinnert: „Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt?“ (Z. 69.)

Geld. Roman von Ernst Ahlgren. Autorisierte Überetzung aus dem Schwedischen von Mathilde Mann. (Berlin, Verlag von J. H. Schorer.)

Seiner Anlage nach ein vortrefflicher Roman mit eigentümlichen Charakteren und Konflikten! Ein blutjunger Badisch heiratet einen reichen, viel ältern, geistig weit unter ihr stehenden Rittergutsbesitzer. Ausgezeichnet ist geschildert, wie aus dem unreifen, aber wüchserprechenden Kinde in der Ehe die weltkluge Frau wird, die doch im Grunde ihrer Seele ihre Herzengüte und ihren hohen, wahrhaften Geist behalten hat. Da tritt ein Freund ihrer Kindheit ihr wieder in den Weg, ihr Vetter Richard, der auch geistig in hohem Maße mit ihr verwandt ist, und die Liebe, die immer zwischen ihnen geschlummert hatte, bricht mächtig hervor. Einzig schön ist der Verkehr Richards und Selmas dargestellt, wie die beiden sich so wahr und frei und groß gegenüberstehen, im vollen Bewußtsein ihrer unauslöschlichen Liebe und doch aufs äuferste zurückhaltend und schließlich entsetzend. Leider folgt aber nun ein angeleimter und seiger Schluß; der Verfasser teilt uns offenbar etwas mit, an das er selbst nicht glaubt: ganz plötzlich soll in Selma Liebe für ihren Mann erwachen, der ihr bisher ganz gleichgültig war und sein mußte; und warum? Weil er seiner kinderlosen Frau eines Morgens ein Adoptivkind mitbrachte! — Es ist in der That sehr schade für den sonst hervorragend guten Roman; wir können nur den Rat geben, die Lektüre des Buches bei Seite 140 abzubrechen und sich einen Schluß dazu zu denken.

Uns wird eine neue Erfindung auf dem Gebiete des **Konzertwesens** mitgeteilt mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß kein Patent darauf genommen sei, und daß darum der große deutsche Konzertunternehmer Hermann Wolf, auch Konzert Wolf genannt, sie ausbeuten dürfe, ohne vom Erfinder deshalb verfolgt zu werden. Bisher gab es nämlich in allen Musiksälen neben dem geregelten Geräusche, welches man Musik nannte und bezahlte, auch viele unregelmäßige Gratisgeräusche: das Knarren der Thüren, das Klappen der Sitze, das Husten, Schnäuzen und Plaudern der Zuhörer, vom Rufen der Kellner und Klirren der Biergläser in den gemüthlichen Konzertsälen gar nicht zu reden. Andere Erfinder mögen sich mit der Abstellung dieser Dinge befassen. Unser Vorschlag betrifft das Knittern und Knistern der Programme. So ein Programm auf dünnem Papier wird gleichzeitig von fünfhundert bis zweitausend Zuhörern entfaltet und den Augen genähert, so oft die Sängerin ein neues Lied beginnt, und so oft die Kammermusikler einen neuen Satz ihres Quartetts anstimmen. Man findet dann nur: allegro oder andante, ist so klug als wie zuvor, und es scheint, daß man nur des leisen Knisterns wegen nachgehehn habe; doch tausendmal vervielfältigt ist dieses leise Knistern für diejenigen unangenehm, welche des geregelten Geräusches wegen gekommen sind. Nun ist unser Erfinder nach jahrelangem Nachdenken zu dem Ergebnis gekommen, daß ein festes Cartonpapier von der Größe einer Biffiten oder Postkarte recht gut ein ganzes Konzertprogramm aufnehmen und selbst beim besten Willen nicht zum Knistern gebracht werden kann. Herr Hans von Wilow, der schon nervös wird, wenn eine Zuhörerin ein wenig mit den Augen klappert, wird dem Vernehmen nach der erste sein, der die neue Erfindung einführt.